

F. O. H. SCHULZ

Bismarck



Deutsche Politiker

Historisch-politische Monographien

Herausgegeben
von
F. O. H. Schulz

*

F. O. H. Schulz

Bismarck

Einband und Schutzumschlag schuf H. M. Bungter, Leipzig / Alle Rechte vorbehalten/Abdruck, auch auszugsweise, nicht gestattet/Copyright 1942 by Theodor Fritsch Verlag, Berlin / Druck von Radelli & Hille, Leipzig

F. O. H. SCHULZ

Bismarck

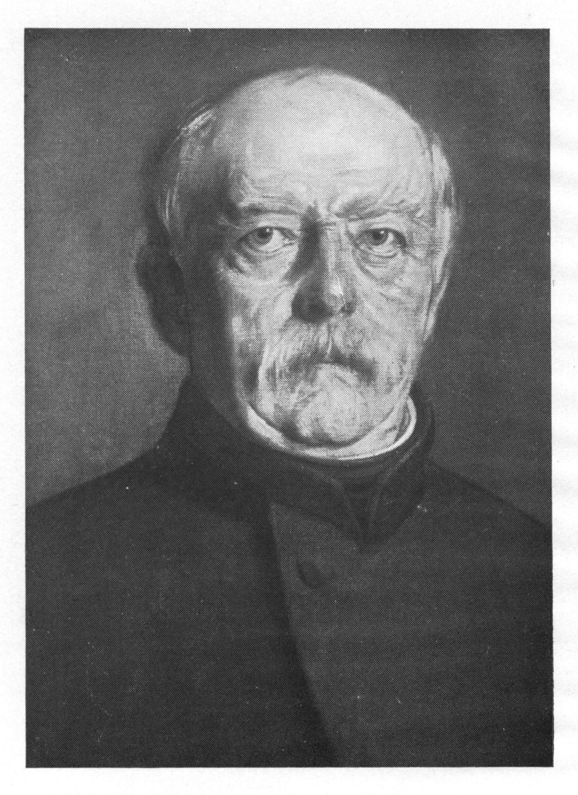
Ein deutsches Kapitel von Freiheit und Macht

2. Auflage



1942

Theodor Fritsch Verlag Berlin



Nach einem Original von F. v. Lenbach, im Besitze und mit Genehmigung des Museums der bildenden Künste zu Leipzig

Inhalt

Vorwort

Der 22. September 1862, der Tag, an dem König Wilhelm I. von Preußen Otto von Bismarck, seinen Gesandten in Paris, mit der Ministerpräsidentenschaft betraute, wird ewig zu den denkwürdigsten Marksteinen deutscher Geschichte gehören.

Bismarck begann sein Werk in dem wachen Bewußtsein, daß er die Aufgabe übernommen habe, Deutschland auf dem preußischen Amboß zu schmieden. Er begann mit dem eisernen Willen, auch über widerstrebende Majoritäten hinweg zur geschlossenen Macht und Größe seines Vaterlandes zu schreiten.

Als das Reich stand, formte sich im Blickfeld seines Schöpfers die aus dem Grunde der internationalen Prophetie kommende Bewegung, deren Führer auf deutschem Boden Bebel wurde, ein Mann, der im Namen seiner Partei vor den Augen Bismarcks als Verteidiger der Pariser Kommune auftrat und den Schöpfer des Reiches in seiner Charakterhaltung befestigte, den unbestimmbaren Willen der Masse nicht als Baustoff des Staates zu verwenden.

Neun Jahre hatte Bismarck benutzt, Preußen zu stärken und aus seinem Kern heraus Deutsch-

land zu schaffen. Neunzehn Jahre seines sturm- und gewittergeladenen Lebens hat er darauf verwandt, die Feinde seines Volkes in Schach zu halten, die immer schlagbereite Axt an ihre Wurzel zu legen und dem Reich die moralische und die materielle Grundlage für alle Zukunft zu sichern.

In diesem gigantischen Ringen war neben dem Ultramontanismus der durch Bebel vertretene internationale Klassenkampfsozialismus sein erbittertster und infolge des wild um sich greifenden Wirtschaftsliberalismus auch scheinbar aussichtsreichster Gegner.

Der eherne Titan Bismarck und der bewegliche Klassenkämpfer Bebel, der Schöpfer des Reiches und der Massentrommler, der unsterbliche Heros und der sterbliche Diener materieller Leidenschaft in ihrer geschichtlichen Bedeutung nebeneinandergestellt, mögen das Bild ergeben, das Zeugnis gibt von der in der Geschichte gegründeten Weisheit, daß die Freiheit eines Volkes nur durch seine Macht garantiert wird oder, wie es Leopold von Ranke ausgedrückt hat:

„Das Maß der Unabhängigkeit gibt einem Staate seine Stellung in der Welt; es legt ihm zugleich die Notwendigkeit auf, alle inneren Verhältnisse zu dem Zweck einzurichten, sich zu behaupten. Das ist sein oberstes Gesetz."

1. Das geschichtliche Kampffeld

Im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts macht der Frühkapitalismus in Deutschland schon sichtbare Gehversuche. Ein leichtes Fieber erschüttert den Gesellschaftskörper. Französische Revolutionsideen, Aufklärung und Materialismus begleiten eine soziale Entwicklung, die dem Feudalismus an die sittliche Wurzel und dem Kleinbürgertum an die physische Existenz geht. Es entsteht ein Großbürgertum, das im schnellen Ablauf der Geschichte auf dem immer leichter auswechselbaren Boden der politischen und sozialen Tatsachen seine Haltung mit der Richtung des scharfen Windes der Zeit wechselt und den Begriff des Vaterlandes mit seinen industriellen und Handelsinteressen in Einklang zu bringen versucht.

Manchester-Leute von robuster Gesinnung, die das „Laisser faire, laisser aller" zu ihrem heiligen staatspolitischen Grundsatz erkoren haben, stehen großmächtig neben geschichts- und bodengebundenen Männern, die mit den Waffen des Geistes und mit der Leidenschaft des Herzens den starken Staat wollen, damit aus ihm das starke Reich werde. Die nicht wollen, daß der friederizianische Staat ein Torso bleibe, deren Ziel die

geeinte machtvolle Nation ist. Und während die Manchester-Leute unter schonungsloser Ausnutzung der wirtschaftlichen Entwicklungs- und Konzentrationstendenzen das handwerkende Bürgertum zugrunde richten und den neuen Proletariern praktisch das Bewußtsein von der Vergänglichkeit alles bisher als groß und ewig Erkannten beibringen, ringt die in der Geschichte des Volkes verwurzelte geistige und ständische Schicht um die Seele des neuen Arbeiters, um sie glaubensgebunden und für die Schöpfung des Reiches rein und stark zu erhalten.

Aber je mehr sich in Preußen die Tendenzen zur Schaffung einer neuen deutschen Zentralgewalt zuspitzen, je mehr sich diese Entwicklung als geschichtsbedingt erweist und je klarer es wird, daß nur durch die Kontinuierlichkeit der staatlichen Machtentwicklung und Machtentfaltung eine solche deutsche Zentralgewalt entstehen kann, desto stärker werden auch die zentrifugalen Kräfte des Liberalismus und des Materialismus. Dynastien verfallen in den Anachronismus einer längst überwunden geglaubten Hausmachtpolitik. Die neuen Industriebürger beginnen mit ihren Waren auf dem Weltmarkt zu erscheinen und fürchten sich vor der räumlich begrenzten Kräftesammlung. Das Proletariat in den Konzentrationsgebieten der Industrie wird von Emanzipationsaposteln, die die Idee der Französischen Revolution verabsolutieren, aus dem völkischen Boden her-

ausgerissen und auf die ebenso unendliche wie platte Ebene eines ohnmächtigen Welthumanismus geworfen, dem die nationale Selbstbehauptung als Überbleibsel einer barbarischen Zeit erscheint. Der Ultramontanismus betritt die politische Bühne und sucht hinter wie vor den Kulissen das protestantische Preußen an der neuen Reichsherrschaftsbildung zu hindern.

Diese tragische, in der politischen Geschichte aller Völker einmalige Lage findet Bismarck vor, als er sich anschickt, das Reich auf dem Amboß der historisch gesund gebliebenen nationalen Restbestände zu schmieden.

Bismarck wußte, daß er nur zum Ziel kommen konnte, wenn er die in der preußischen Geschichte wirksamen Machtelemente verlebendigte und stärkte, wenn er bei Friedrich dem Großen unmittelbar anknüpfte, wenn er die Genialisierung des Absolutismus in der durch die Zeitveränderungen bedingten Form fortsetzte und in jeder Abstumpfung der absolutistischen Spitze eine Schwächung des zu realisierenden Nationalstaatsgedankens erblickte. Die Verwirklichung des Deutschen Reiches, seine Stärke und Unabhängigkeit vor aller Welt fielen Bismarck mit dem Begriff der deutschen Freiheit so vollkommen zusammen, daß die Idee des Primates der Außenpolitik erst seit dem Eisernen Kanzler Schwergewicht in der Gestaltung deutschen Schicksals gewonnen hat.

Als Bismarck das neue Reich vollendet, tritt die

Bewegung in Erscheinung, die aus der Weltraumspekulation des „Kommunistischen Manifestes" hervorgegangen ist und in den Staaten nur Instrumente der Repressionsgewalt sieht. Jene Bewegung, die sich in die Wunden, die der Frühkapitalismus dem Volke schlägt, einnistet und in jeder starken Regierung einen Feind des Volkes erblickt; die nicht machtpolitisch denkt, sondern ihr Anschauungsgebäude auf Krankheitserscheinungen im gesellschaftlichen Körper aufbaut. Die vor Niederlagen des eigenen Volkes nicht zurückschreckt, wenn diese Niederlagen Lockerungen der Staatsgewalt gegenüber den sogenannten Unfreien im Gefolge haben. Es ist der internationale Sozialismus, die Partei Bebels, der in seinen Erinnerungen „Aus meinem Leben" schreibt:

„Meine Ansicht ist, daß für ein Volk, das sich in einem unfreien Zustand befindet, eine kriegerische Niederlage seiner inneren Entwicklung eher förderlich als hinderlich ist."

Im Verfolg dieser Auffassung fährt Bebel in seinen Erinnerungen fort:

„Einmal angenommen, Preußen wäre 1866 unterlegen, so wäre das Ministerium Bismarck und die Junkerherrschaft, die noch bis heute wie ein Alp auf Deutschland haftet, fortgefegt worden. Das wußte niemand besser als Bismarck. Die österreichische Regierung wäre nach einem Siege nie so stark geworden, wie das bei der preußischen

der Fall war. Österreich war und ist nach seiner ganzen Struktur ein innerlich schwacher Staat, ganz anders Preußen. Aber die Regierung eines starken Staates ist für dessen demokratische Entwicklung gefährlicher. In keinem demokratischen Staate gibt es eine sogenannte starke Regierung. Dem Volke gegenüber ist sie ohnmächtig."

Wenn Bebel von der inneren Freiheit des Volkes spricht, so meint er Auslöschung aller geschichtlichen Bindungen, dann erscheinen die Schwächen der Vergangenheit wie in einem Hohlspiegel, verzerren sich die historischen Personen wie die historischen Dinge. Dann verlängert sich die Französische Revolution bis in die deutsche Zukunft, und ihr Gesicht ist das sogenannte freie Volk, dem der Staat nach marxistischer Theorie unter den Händen abstirbt oder, wie in den Jahren 1918—1933 erlebt, zur Karikatur eines politischen Machtwillens wird.

In Bismarck, dem Repräsentanten des deutschen Nationalwillens, erscheint die Geschichte unseres Volkes als Ausdruck der souveränen Selbstbestimmung der Nation. Sein Werk knüpft dort an, wo der große Friedrich die Hände unfreiwillig hat sinken lassen müssen.

In Bebel, dem Vertreter des Demos, treffen sich die Ausstrahlungen der materialisierten Verfallsepoche und verdichten sich zu der Vorstellung, daß die Freiheit der Einzelperson alles, die Individualität des Volkes und seine staatliche Macht nichts ist.

Bismarck erkennt schon zur Zeit seiner Frankfurter Bundestätigkeit, daß der Weg zur deutschen Einheit zunächst einmal über die Habsburger Hausmachtpolitik und die dort gepflegte ultramontane, partikularistische Dynastienherrschaft hinausgehen müsse. Für ihn war der Marsch nach Königgrätz bitter, aber um des hohen Zieles willen notwendig. Ohne den auf diesem Weg entfalteten preußischen Machtzauber wären die süddeutschen Staaten nicht an der Seite der preußischen Vormacht in den Krieg gegen die Armeen Napoleons III. gezogen.

Bebel nennt den preußisch-österreichischen Feldzug in seinem Buch „Aus meinem Leben" bezeichnenderweise „Die Katastrophe von 1866". Seine Zukunftsstaatsphantastik und sein demokratischer Doktrinarismus hatten ihm den Blick für die Stufenfolge nationaler Verwirklichung geraubt. Auf diesem Gebiet ist er nur Nachfahre der Revolutionäre von 1848, die ihre großdeutsche Gesinnung vielfach aus zweiter Hand, nämlich aus der Sorge vor der innerpolitischen Macht der preußischen Bajonette, bezogen.

Als Bismarck den Abgeordneten Bebel im Reichstag ein Loblied auf die Pariser Kommune singen hört, weiß er vollends, daß der internationale Sozialismus in seiner Verwirklichung das Ende der nationalen Einheit und Selbständigkeit Deutschlands, d. h. das Ende seines eigenen Lebenswerkes bedeuten würde.

Und er ist keinen Augenblick mehr im Zweifel darüber, daß er die Bewegung vernichten muß, wenn Deutschland als Einheit und Macht bestehen soll. Er verhängt das Sozialistengesetz über sie, um ihr die freie Entfaltungsmöglichkeit zu nehmen. Er gibt der Arbeiterschaft die Sozialgesetzgebung, um sie aus der Bannmeile der Klassenkampfagitation zu ziehen.

Aber Bismarck rennt nicht so sehr an die Zäune des sich geheim formierenden Klassenkampfsozialismus als gegen die Mauern eines erwerbstoll gewordenen Bürgertums, dessen Entfesselung der Klassenspaltung der deutschen Gesellschaft in immer schnellerem Tempo neue Nahrung zuführt und dem marxistischen Sozialismus sozusagen den moralischen Berechtigungsschein für seine Weiterexistenz verschafft. Das deutsche Bürgertum läßt den großen Vollstrecker der deutschen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, der ihm vorher nicht geahnte wirtschaftliche Entwicklungsmöglichkeiten im Inland und auf den Weltmärkten verschafft hat, im Stich. Das Sozialistengesetz erlahmt, wird unwirksam unter den konzentrischen Angriffen des Liberalismus und Ultramontanismus aller Schattierungen. Es fällt, und mit ihm fällt der Mann, ohne den Deutschland nur eine Fiktion, nur das Gelächter der großen europäischen Nationalstaaten geblieben wäre. Der sich in dem Irrgarten des Internationalismus tummelnde Drechslermeister August Bebel wird

der Held einer Masse, die von einem Weltreich der Freiheit und Gleichheit träumt, von der Größe und Herrlichkeit des Vaterlandes nichts wissen will, im Namen der Demokratie die Persönlichkeit entmannt und die Individualität der Nation in der ätzenden Säure der internationalen Klassenkampfpropaganda auflöst.

Bismarcks Werksgebirge und Bebels Agitation, in ihren wesentlichen Erscheinungen nebeneinandergestellt, ergeben die Bilder, in denen sich das Auf und Ab deutscher Reichsgeschichte spiegelt. Bismarck erwähnt den zwanzig Jahre jüngeren Bebel in seinen „Gedanken und Erinnerungen" mit keiner Silbe. Bebel rennt seinen großen Widersacher in seinem Erinnerungswerk „Aus meinem Leben" mehrere hundertmal an. Bismarck hatte kein Verständnis für eine Bewegung, die der Geschichte nicht achtete, kein Verständnis für Parteiführer, die außerhalb der nationalen Entwicklung ihres Volkes standen, die an außerhalb des Volkes liegenden Dingen anknüpften und an die Stelle der Geschichte so etwas wie eine internationale Gerechtigkeit setzen wollten. Er war nicht Monarchist aus Gehorsam, sondern aus der Anerkenntnis der Tatsache, daß ohne die unverminderte sittliche Kraft des friderizianischen Macht- und Staatsgedankens und ohne Verlebendigung der leuchtenden Ruhmesidee des großen Preußenkönigs der unselige deutsche Partikularismus nicht überwunden und die demokra-

tisch-parlamentarische Machtauflösung nicht verhindert werden könne. Hier ist der Schlüssel seines Machtwillens, der archimedische Punkt seiner Machtentfaltung, deren spezifischer, epochal bedingter Charakter nun festgehalten werden soll.

2. Der Heros

Bismarck hat es dankbar anerkannt, daß die sieghafte Gestalt des großen Preußenkönigs ihm die Möglichkeit der Zusammenschweißung der Nation unter monarchischer Führung gegeben hat.

Am 27. Januar 1863 rief er mit kämpferischer Betonung den Abgeordneten des Landtages zu: „Das preußische Königtum hat seine Mission noch nicht erfüllt; es ist noch nicht reif dazu, einen rein ornamentalen Schmuck Ihres Verfassungsgebäudes zu bilden, noch nicht reif, als ein toter Maschinenteil dem Mechanismus des parlamentarischen Regiments eingefügt zu werden." Wenn überhaupt die Reichsgründung gelingen sollte, so konnte sie nur in der bewußtseinsmäßigen Anknüpfung an die letzte große Führergestalt der deutschen Geschichte, an Friedrich den Großen, zum Erfolg geführt werden.

Bismarck, den wir als den einmaligen Führer des deutschen Volkes im neunzehnten Jahrhundert anzusehen haben, knüpft also dort an, wo ein Ebenbürtiger sein zeitbedingtes Werk abbrechen mußte. Er entreißt das Werk der Ge-

schichte, macht es zu einer zwingenden Gegenwartsaufgabe, hält sie dem Volke vor und verpflichtet es auf die Fortsetzung. Mit dem inneren Auge des Genies erkennt er, daß nur durch Anknüpfung an das große Zeitüberdauernde neue Macht geschaffen werden kann, daß die partikularistischen Tendenzen des Konservatismus weder zum Deutschen Reich führen, noch die ungesammelten Kräfte des Liberalismus der Bildung einer mächtigen Zentralgewalt nützlich sind. Aber er kennt die tief im Volke schlummernden Sehnsüchte. Die Kyffhäuser-Sage ist ihm keine Literatur, sondern Gegenwart, keine Sentimantalität, sondern Forderung. Und das schon in seinem ununterbrochen arbeitenden Gehirn fertige Werk will er im Geiste ewiger deutscher Sehnsucht und nicht epochaler Sehnsüchtelei durchführen.

Bismarcks Leben ist, vom Menschlichen her gesehen, eine einzige Tragödie, ein ununterbrochener Leidensweg, ein Schmerz ohne Ende. Sein Dämon treibt ihn, gibt ihm die höchste Klarheit des Bewußtseins und zu gleicher Zeit die Erkenntnis menschlicher Kleinheit und unmenschlich vieler Widerstände. Niemals verläßt ihn das Wissen um die Tatsache, daß er auf einem schmalen Grat wandelt und daß er der Weggenossen entraten muß, wenn er nicht mit ihnen gemeinsam in den Abgrund stürzen und sein Werk mitreißen will. Seine Einsamkeit ist ihm sittliche Pflicht, höchstes Gebot, dem er bedingungslos

folgt, obwohl die Zahl seiner Feinde wächst und nicht nur seine Tage, sondern auch seine Nächte vom Kampf mit den Widersachern ausgefüllt sind. Er ist der Vollstrecker des vorherbestimmten monarchistischen Willens, an den er glaubt und von dem er nicht läßt. 1870 bekennt er: „Nehmen Sie mir den Zusammenhang mit Gott, und ich bin ein Mensch, der morgen einpackt und nach Varzin ausreißt und seinen Hafer baut. Sie nehmen mir dann meinen König. Denn warum, wenn es nicht göttliches Gebot ist — warum soll ich mich denn diesen Hohenzollern unterordnen? Es ist eine schwäbische Familie, die nicht besser ist als meine, und die mich dann gar nichts angeht."

In dieser Glaubenslage wird ihm die Anschauung von der unständischen Zerklüftung des Volkes durch die gegeneinander Wirtschaftenden, wird ihm die Politik der von Parteien vorgeschobenen Grundsätze zu einem abscheulichen Bild, sieht er in den Parteien die gegen die monarchische Vollstreckung der Geschichte gerichtete böse Gewalt, im Parlament das Werkzeug des Bösen. Das, was das Parlament wollte, schien ihm nicht als der Nutzen des Volkes, und was dem Volke nützte, war nach seiner Ansicht nicht der Wille des Parlamentes. Er lehnte die Verantwortlichkeit des Parlamentes ab, weil es ihm unwürdig erschien, sich selbst zu entlasten. Er war gegen die sogenannten Deckungen, weil er sich stark genug fühlte, die Verantwortung ganz allein zu tragen.

Diesem dämonischen Gestalter war Politik Schicksal. Er mußte schaffen. Sein Werk ließ ihn niemals ruhen. Und sein Werk hieß Deutschland. Er wollte das ganze Werk schaffen, denn seine Hingabe war ausschließlich. Wie alle Meister hielt er es mit der Forderung: „Bilde Künstler, rede nicht!" Darum war ihm der parlamentarische Redesport auf das tiefste verhaßt. In seinen eigenen Reden kämpfte er oft genug im zurückhaltenden Tempo um die Formung seiner weit vorauseilenden Bilder. Darum lachte er der Schwätzer, darum haßte er sie. Denn, was sie alle vielgeschäftig suchten, das sah er vor ihnen, und seine Gestaltung eilte ihren erkennbaren und nicht erkennbaren Wünschen weit voraus. Darum konnte er auch nicht objektiv, nicht gerecht gegen sie sein. Sein neues Werk war meist schon fertig, ehe seine Kritiker sich an der Verächtlichmachung des Vorhergehenden erschöpft hatten. Als Gestalter brauchte er Werkzeuge, nicht Werkzieher, Blöcke, nicht Blöker, Steine, nicht Steiniger. Er brauchte den Strom, der dem Ganzen zueilt, nicht die Arme und Kanäle, die das Bild und die Kraft des Stromes zerreißen und ihn als schmutziges, von allen verachtetes Gewässer im Sumpfe enden lassen. Er brauchte die Tat und nicht die Taktik, das Erwachen und nicht das Bewachen, die Macht und nicht das Mächeln. Das Redliche war ihm lieber als der Redende. Das Parlament war ihm nicht mehr als

eine Herde. Und er hatte keine Lust, die Rolle des königlichen Schäferhundes zu spielen, um diese im Namen von tausend ewigen und vergänglichen Prinzipien auseinanderstrebende Gesellschaft immer wieder mühsam zusammenzuhalten.

Bismarcks Haß gegen diese, an seinem Werk zerrende Masse war grenzenlos. Der Tag hätte achtundvierzig Stunden messen können, und er hätte nicht aufgehört, sie zu hassen. Nacht um Nacht arbeitet sein ruheloses, niemals zum Schlaf kommendes Gehirn an dem Gedanken, diesen gegen die Natur des Staates gerichteten Widersacher zu vernichten. Ist er mit ihm fertig, dann empfindet er neue, weil der Kraft seines Hasses und seiner Liebe kein Ende ist. Oft nimmt ihn seine Frau Johanna, die Tochter des pommerschen, pietistischen Edelmannes von Puttkammer, in ihre sanfte Pflege, beruhigt ihn, gibt ihm die Distanz zu seinen Feinden wieder, damit er erkenne, wie gering sie sind und wie wenig es sich lohnt, Brust an Brust mit ihnen zu kämpfen. Und es gelingt ihr. Aber sein Zorn ist auf die Lebensgefährtin übergegangen, und gelegentlich sagt sie zu Parlamentariern: Eine einzige Rübe auf seinen Feldern interessiert ihn mehr als Ihre ganze Politik.

Nach einer parlamentarischen Sitzung schreibt er an seine Frau, er komme sich wie besudelt vor, als ob er in schlechter Gesellschaft, in einer Schlägerei, gewesen sei. Seinem amerikanischen Ju-

gendfreund Motley klagt er aus einer Sitzung des Preußischen Landtages: „Ich bin genötigt, ungewöhnlich abgeschmackte Reden aus dem Munde ungewöhnlich kindischer und aufgeregter Politiker anzuhören, und habe dadurch einen Augenblick unfreiwilliger Muße ... Ich habe niemals geglaubt, daß ich in meinen reifen Jahren genötigt werden würde, ein so unwürdiges Gewerbe wie das eines parlamentarischen Ministers zu betreiben. Als Gesandter hatte ich, obschon Beamter, doch das Gefühl, ein Gentleman zu sein. Als Minister ist man Helot ... Eure Gefechte sind blutig, unsere geschwätzig. Die Schwätzer können Preußen wirklich nicht regieren, ich muß dem Widerstand leisten, sie haben zuwenig Witz und zuviel Behagen, dumm und dreist. Dumm in seiner Allgemeinheit ist nicht der richtige Ausdruck; die Leute sind, einzeln betrachtet, zum Teil recht gescheit, meist unterrichtet, regelrechte deutsche Universitätsbildung, aber von der Politik, über die Kirchturminteressen hinaus, wissen sie so wenig, wie wir als Studenten davon wußten, ja noch weniger, in auswärtiger Politik sind sie, auch einzeln genommen, Kinder; in allen übrigen Fragen aber werden sie kindisch, sobald sie in corpore zusammentreten, massenweis dumm, einzeln verständig."

Er erklärte offen, erst einen Kognak trinken zu müssen, ehe er zu einem parlamentarischen Diner gehe. Auswärtige Politik, an sich schon

schwierig, würde durch dreihundert Schafsköpfe im Parlament nur noch mehr verwirrt. In dem Bewußtsein historischer Sendung faßte er seine Aufgabe als Lehnsmann des Königs für das Volk auf. 1882 sprach er die freisinnigen Abgeordneten des Reichstages folgendermaßen an: „Was fesselt mich denn überhaupt noch an diesen Platz, wenn es nicht das Gefühl der Diensttreue und des Vertreters des Königs und der königlichen Rechte ist? ... ein Parlament, welches aus einer erheblichen Anzahl Fraktionen, acht bis zehn, besteht, welches keine konstante Majorität, keine einheitliche, anerkannte Führung hat, das sollte froh sein, wenn neben ihm der Ballast einer königlichen Regierung, eines königlichen Willens im Staatsschiff besteht. Wenn das nicht der Fall wäre, so würde eben alles zugrunde gehen, das Chaos eintreten."

Drei Jahre später, am 13. März 1885, schildert er den Reichsboten in einer seiner am meisten bekannt gewordenen Reden die unabsehbaren Gefahren der deutschen Zerklüftung, des Parteihaders und des Parlamentarismus. Diese Rede klingt wie eine furchtbare Ankündigung des Unglücks von 1918. Hören wir ihn: „Aber da kam, was ich unter dem Begriff ‚Loki' verstand: der alte deutsche Erbfeind, der Parteihader, der in dynastischen und in konfessionellen, in Stammesverschiedenheiten und in den Fraktionskämpfen seine Nahrung findet — er übertrug sich auf unser

öffentliches Leben, auf unsere Parlamente, und wir sind angekommen in einem Zustande unseres öffentlichen Lebens, wo die Regierungen zwar treu zusammenhalten, im Deutschen Reichstage aber der Hort der Einheit, den ich darin gesucht und gehofft hatte, nicht zu finden ist. Sondern der Parteigeist überwuchert uns, und der Parteigeist, wenn der mit seiner Lokistimme den Urwähler Hödur, der die Tragweite der Dinge nicht beurteilen kann, verleitet, daß er das eigene Vaterland erschlage, der ist es, den ich anklage, wenn das ganze herrliche Werk unserer Nation von 1866 und 1870 wieder in Verfall gerät..."

In dieser Zeit trug er sich sehr ernsthaft mit dem Gedanken, der Kopfzahl-Demokratie unter Umständen ein Ende zu machen. Und er gestand seinem Vertrauten von Mittnacht, daß er kalten Blutes die Lunte ans Pulverfaß legen werde, wenn er einmal für die Monarchie fürchten müsse. Denn die Monarchie blieb ihm die zeitgesetzte Repräsentation des deutschen Volkes, und je schärfer sich seinem Auge die politische Atomisierung einprägte, desto mehr hielt er am Königtum als dem ruhenden Pol in der Flucht der Erscheinungen fest.

Als Bismarck 1862 von Wilhelm I. aus seiner Stellung als preußischer Botschafter nach Berlin gerufen wurde, um dem König in seinem Kampf gegen das von der Fortschrittspartei beherrschte Parlament zu helfen, fand er folgende

Lage vor: Die Abgeordnetenkammer war auf dem Wege, die Krone unter ihre Macht zu bringen. Das preußische Heer war seit 1815 nicht mehr vergrößert worden, obwohl die Bevölkerung um ungefähr fünfunddreißig Prozent sich vermehrt hatte. Der Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht hatte damit aufgehört, von praktischer Bedeutung zu sein. Die königliche Wehrvorlage wurde abgelehnt. Die Möglichkeit eines ordnungsmäßigen Zustandekommens des Budgets war ausgeschlossen. Der Kriegsminister riet Wilhelm I. zu einem Kompromiß mit den Abgeordneten. Der König, an dem noch das Bewußtsein der Niederlage von Olmütz (1850) zehrte, der die gefährlichen Intriguen Habsburgs und Napoleons III. sah, der das undeutsche Spiel süddeutscher Fürsten beobachtete, die aus dem deutschen Länderzwiespalt immer neue Hoffnungen schöpften, glaubte im Interesse Preußens dem Parlament nicht nachgeben zu können. Der Gedanke eines Rücktritts zugunsten seines liberalen Sohnes stand auf der Tagesordnung. Damit war die unmittelbare Gefahr gegeben, daß eine Einigung Deutschlands durch die Macht Preußens an der Liberalität der Regierungsführung, an dem Laisser faire, laisser aller eines auf die Regierungsführung übertragenen Manchestertums scheitern würde.

Am 22. September erscheint Bismarck in Babelsberg beim preußischen König. Und der König unterwirft sich seinem neuen Herrn.

Er begnügt sich in Zukunft damit, der dämonischen Führung des Genius die Repräsentation des monarchischen Rahmens zu geben. Der Inhalt der entscheidenden Stunden läßt sich in folgender kurzen Darstellung umreißen. Der König präzisiert seine Stellung: „Ich will nicht regieren, wenn ich es nicht so vermag, wie ich es vor Gott, meinem Gewissen und meinen Untertanen verantworten kann. Das kann ich aber nicht, wenn ich nach dem Willen der heutigen Majorität des Landtages regieren soll, und ich finde keine Minister mehr, die bereit wären, meine Regierung zu führen, ohne sich und mich der parlamentarischen Mehrheit zu unterwerfen. Ich habe mich deshalb entschlossen, die Regierung niederzulegen, und meine Abdikationsurkunde, durch die angeführten Gründe motiviert, bereits entworfen." Der König zeigte, wie Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen" berichtet, ihm auch das auf dem Tisch liegende Aktenstück in handschriftlicher Ausführung, in dem die Abdankung formuliert war. Die Waffenstreckung des Monarchen war also, *moralisch* gesehen, bereits eine vollkommene. Bismarck erschien ihm in letzter Stunde als zweifelhafte Hoffnung, zumal ihm dessen Draufgängertum schon in früheren Jahren mehr Besorgnis als Zutrauen eingeflößt hatte. Aber der Kriegsminister *von Roon* hatte dem König Bismarck als letzte Chance, als einzige Möglichkeit der Rettung geschildert, und als Bis-

marck sich bereit erklärte, für die vom Könige gewünschte militärische Reorganisation einzutreten und auch der Majorität des Landtages und deren Beschlüssen zu trotzen, erklärte Wilhelm schließlich: „Dann ist meine Pflicht, mit Ihnen die Weiterführung des Kampfes zu versuchen, und ich abdiziere nicht."

Über das nun Folgende berichtet Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen" weiter: „Es gelang mir, ihn zu überzeugen, daß es sich für ihn nicht um Konservative oder Liberale in dieser oder jener Schattierung, sondern um königliches Regiment oder Parlamentsherrschaft handele, und daß die letztere unbedingt und auch durch eine Periode der Diktatur abzuwenden sei. Ich sagte: ‚In dieser Lage werde ich, selbst wenn Eure Majestät mir Dinge befehlen sollten, die ich nicht für richtig hielte, Ihnen zwar diese meine Meinung offen entwickeln, aber wenn Sie auf der Ihrigen schließlich beharren, lieber mit dem Könige untergehen, als Eure Majestät im Kampfe mit der Parlamentsherrschaft im Stiche lassen.'"

Bismarck hatte die vollkommen klare Sicht, daß in diesen Jahren alles zur Sammlung der Nation drängte, daß die Kräfte im Tiefsten mobil waren, und daß es jetzt darauf ankäme, sie in den großen Strom der nationalen Erneuerung zu lenken. Seine Beobachtungen in Paris und seine Unterhaltungen mit dem französischen Kaiser hatten ihn in seiner Gesamtanschauung sehr be-

festigt, und die Erkenntnis wuchs, daß in diesem Geschichtsabschnitt preußischer Parlamentarismus = preußische Niederlage, preußische Niederlage = Sieg Habsburgs, Sieg Habsburgs = Gewinn Bonapartes wäre. Ihm war nicht entgangen, daß abseits der parlamentarischen Interessen-Verhökerung starke Kräfte in Preußen vorhanden waren, die nur von seiner Machtpolitik und der Durchsetzung dieser Machtpolitik die Verwirklichung des Deutschen Reiches erhofften, die die gewaltsame Auseinandersetzung mit Habsburg nicht nur herbeisehnten, sondern auch forderten, und die infolgedessen eine Verstärkung der preußischen Militärmacht als selbstverständliche Voraussetzung der gewünschten Entwicklung ansahen.

In der noch nicht vom Internationalismus angefressenen deutschen Arbeiterbewegung sprühte der nationale Sozialismus Fichtes seine weithin sichtbaren Funken und drängte auf das Zustandekommen des Deutschen Reiches hin.

Auch die preußischen Liberalen wollten den deutschen Einheitsstaat. Aber ihre Absichten schwammen auf den bewegten Wogen allgemeingültiger und allgemeinungültiger Prinzipien, die in dem Auf und Ab des konjunkturellen Spiels ohne bindenden Wert waren. Bismarck brauchte für seinen Kampf den festen Boden, für die Stunde der Bedrängnis die notwendige Rückendeckung; beides war ihm die preußische Monarchie. Er

brauchte das Heer, das ohne monarchische Tradition ein Spielball innerer Interessengegensätze geworden wäre. Er bedurfte der stärksten Macht, um seine gigantische Aufgabe erfüllen zu können. Er wußte mindestens seit 1848, daß in Preußen der König ein Bollwerk, die Demokratie aber nur ein Importartikel ohne markterobernde Kraft ist. Darum nahm er den Kampf mit dem preußischen Parlament festen Sinnes auf, und es galt schon 1862 von ihm, was er 1886 dem Reichstag zurief: „Ich halte den Minister für einen elenden Feigling, der nicht unter Umständen seinen Kopf und seine Ehre daransetzt, sein Vaterland auch gegen den Willen von Majoritäten zu retten."

Mit diesem Vorsatz ging er 1862 ans Werk. Zuerst behandelt er die Kammer pfleglich. Als sie aber dazu übergeht, ihn bei seinem Könige zu denunzieren, greift er so durch, daß vom Parlament nur noch der Name übrigbleibt. Der sehr besorgte König wird von seiner Bismarck beständig feindlich bleibenden Gemahlin nur noch besorgter gemacht. Er sieht sich bereits mitten in der Revolution und zusammen mit seinem neuen Minister als ihr Opfer. Als Bismarck am 30. September in der Budget-Kommission der Kammer den parlamentarischen Angsthasen, selbst zum Entsetzen des Kriegsministers Roon, rundheraus erklärt, daß Preußen seine gesamtnationale Verpflichtung zur Sicherheit Deutsch-

lands nicht länger allein tragen könne, daß die Pflicht auf alle Deutschen gleichmäßig verteilt werden müsse, und daß es zur Erreichung eines solchen Zieles eines Kampfes bedürfe, „der nur durch Eisen und Blut erledigt werden könne", da war es mit der inneren Sicherheit des Königs vollends aus. Im Bahnabteil erster Klasse zwischen Jüterbog und Berlin sagt Wilhelm zu seinem Premier: „Ich sehe ganz genau voraus, wie das alles endigen wird. Da vor dem Opernplatz, unter meinen Fenstern, wird man Ihnen den Kopf abschlagen und etwas später mir." Bismarck erwiderte mit der Frage: „Et après, Sire?" Worauf der König: „Ja, après, dann sind wir tot!" „Ja", fuhr Bismarck fort, „dann sind wir tot, aber sterben müssen wir früher oder später doch, und können wir anständiger umkommen? Ich selbst im Kampfe für die Sache meines Königs, und Eure Majestät, indem Sie Ihr Königliches Recht von Gottes Gnaden mit dem eigenen Blute besiegeln, ob auf dem Schafott oder auf dem Schlachtfelde, ändert nichts an dem rühmlichen Einsetzen von Leib und Leben für die von Gottes Gnaden verliehenen Rechte. Eure Majestät müssen nicht an Ludwig XVI. denken; der lebte und starb in einer schwächlichen Gemütsverfassung und macht kein gutes Bild in der Geschichte. Karl I. (1649) dagegen, wird er nicht immer eine vornehme historische Erscheinung bleiben, wie er, nachdem er für sein Recht

das Schwert gezogen, die Schlacht verloren hatte, ungebeugt seine königliche Gesinnung mit seinem Blute bekräftigte? Eure Majestät sind in der Notwendigkeit zu fechten, Sie können nicht kapitulieren, Sie müssen, und wenn es mit körperlicher Gewalt wäre, der Vergewaltigung entgegentreten."

Die Bismarcksche Rede wirkte Wunder auf den König. „Er fühlte sich bei dem Portepee gefaßt", er richtete sich als preußischer Offizier und eingedenk seiner geschichtlichen Aufgabe auf, und er folgte seinem und des Volkes Führer. Er wurde auch nicht schwankend, als Habsburg einen letzten politischen Versuch unternahm, eine deutsche Bundesform durchzudrücken, die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung zu verhindern, und als Bismarck ihm einhämmerte, daß ein preußischer König sich nicht majorisieren lassen dürfe. Er folgte Bismarck in den siegreichen Krieg mit Dänemark. Er folgte ihm nach Königgrätz. Er verzichtete gegen seinen eigenen und gegen seiner Umgebung Willen auf den Einzug in Wien, weil Bismarck nicht einen Krieg mit Frankreich haben wollte, ehe nicht die zur nationalen Einheit entschlossenen deutschen Stämme den Kampf gegen den alten Widersacher gemeinsam zu führen vermochten. Der schonende Friede von Nicolsburg war für Bismarck keine Sentimentalität, sondern geschichtliche Notwendigkeit, höhere Forderung zum höchsten Ziel der endgülti-

gen nationalen Einigung. Er wußte, daß er mit Frankreich und den gut gerüsteten süddeutschen Staaten im Rücken keine großdeutsche Sammlung durchführen konnte. Darum ließ er die neun bis zehn Millionen österreichischer Deutscher draußen, um die bereits anmarschierende Nation der vierzig Millionen nicht zu gefährden.

Jene Demokraten, die ihm wegen des „Ausschlusses" der Deutschösterreicher Vorwürfe machten, hatten bereits 1863 im Namen internationaler Prinzipien Protest dagegen erhoben, daß Bismarck anläßlich der russisch-polnischen Unruhen eine Konvention mit dem Zaren eingegangen war, die ihn in Gegensatz zu der Haltung Habsburgs und der Westmächte gesetzt, ihm aber von Osten her die erforderliche Rückendeckung zu seiner Politik der nationalen Sammlung verschafft hatte. Ohne diese Rückendeckung hätte er das Werk der Reichsgründung nicht vollbringen können. Er verfügte über keine Methode der Politik und über kein System der Menschenrechte, sondern nur über den harten Willen, seinem Volke zu nützen und es unter dem Schutze der Krone einig und stark zu machen. Mit wem er sich zu diesem Ziel verbündete, war ihm gleichgültig, mit wem er sich zu verbünden hatte, das bestimmte die Stellung der staatlichen Figuren auf dem europäischen Schachbrett. Seine Aufgabe war vorausbestimmt durch seine Geburt, durch sein Land, durch seinen König. Er war sein

Schwert und Schild, und die Charakterisierung als Eiserner Kanzler liegt begründet in der unerbittlichen Härte seiner Aufgabe und in dem unzerstörbaren Willen, seine Arbeit zu Ende zu führen. Er wich keiner Gefahr aus, weil er keine fürchtete. Der schmalste Weg schien ihm der sicherste, da er ohnehin wußte, den Weg allein gehen zu müssen. Als er 1862 die Führung Preußens übernahm, war er sich im vollen Umfange darüber klar, daß er alles zu wagen und alles zu gewinnen hatte, und daß sein Lebensspruch sein müsse: Wer sein Leben will behalten, der wird es verlieren, wer es aber einsetzt um des Höchsten willen, der wird es behalten.

Am 18. Dezember 1881 schrieb ihm der Kaiser in einem Brief, daß er einen Traum gehabt habe, der ihn offenbar ängstigte: Die Reichstagsabgeordneten waren in einer Sitzung in der Gegenwart des Kaisers recht rebellisch geworden, was den alten Herrn so aufregte, daß er nach seinem Erwachen in der Nacht zwei Stunden lang nicht schlafen konnte. „Ich will nicht hoffen", schrieb er Bismarck, „daß der Traum sich realisiere, aber eigentümlich bleibt die Sache. Da dieser Traum erst nach sechsstündigem ruhigen Schlaf eintrat, so könnte er doch keine unmittelbare Folge unserer Unterredung sein."

Am gleichen Tage schreibt ihm Bismarck einen Antwortbrief, in dem es heißt: „Eurer Majestät Mitteilung ermutigt mich zur Erzählung eines

Traumes, den ich Frühjahr 1863 in den schwersten Konfliktstagen hatte, aus denen ein menschliches Auge keinen gangbaren Ausweg sah. Mir träumte, und ich erzählte es sofort am Morgen meiner Frau und anderen Zeugen, daß ich auf einem schmalen Alpenpfad ritt, rechts Abgrund, links Felsen; der Pfad wurde schmaler, so daß das Pferd sich weigerte, und Umkehr und Absitzen wegen Mangel an Platz unmöglich; da schlug ich mit meiner Gerte in der linken Hand gegen die glatte Felswand und rief Gott an; die Gerte wurde unendlich lang, die Felswand stürzte wie eine Kulisse und eröffnete einen breiten Weg mit dem Blick auf Hügel- und Waldland wie in Böhmen, preußische Truppen mit Fahnen und in mir noch im Traume der Gedanke, wie ich das schleunig Eurer Majestät melden könnte. Dieser Traum erfüllte sich, und ich erwachte froh und gestärkt aus ihm."

Ob Bismarck diesen Traum wirklich geträumt, soll dahingestellt sein und ist von geringer Bedeutung. Von Bedeutung aber ist zu wissen, daß diese und ähnliche Vorstellungen seine schöpferische Phantasie ständig belebten, ständig entzündet haben. Er glaubte sich immer in Gefahr, aber über diesem Bewußtsein thronte der andere Glaube, daß er durch seine Gewalt aller Gefahren Herr würde, wenn der natürliche Boden seiner Kraft ihm erhalten bliebe. In diesem Glauben schritt er auch mutig zum Kriege mit Frankreich, denn

er war inne der Klarheit, daß ohne die große Auseinandersetzung mit dem „Unbesiegbaren" das Werk der Reichseinigung nimmermehr vollendet werden konnte. Er wußte nicht alles, aber er sah sehr viel. Er war die Fleischwerdung deutscher Geschichte, und er hatte den Zukunftsblick des von der Geschichte Gesandten. Er war Führer aus Blut und Instinkt. Er wußte, daß Deutschland mit ihm steigen oder für immer fallen würde. Der Krieg mit Frankreich lebte in ihm als eine sittliche Verpflichtung, als Ordnung der kommenden Dinge, die er zu vollstrecken hatte, wenn er nicht selbst vollstreckt werden sollte. Er hatte die Sicherheit des Nachtwandlers und sah auch über nicht Wahrnehmbares weit voraus.

Daß Napoleon irgendeinen Krieg, irgendeine europäische Neuordnung brauchte, von der er eine Vermehrung bonapartistischen Ruhmes erhoffen konnte, war Bismarck aus seinen Unterredungen mit dem französischen Kaiser bekannt. Er wußte auch, daß nach dem Siege Preußens über Habsburg das unzufriedene französische Volk einen Sieg Frankreichs über Preußen verlangte. Er wußte, daß Napoleon sich um einen Dreibund mit Habsburg und Italien bemühte, um den Kampf gegen Preußen aufnehmen zu können. Aber er kannte nicht die Einzelheiten eines Feldzugsplanes, der im Juni 1870 zwischen französischen und habsburgischen Generalen verabredet worden war, und der 1871 nach Wiederherstellung

des österreichischen Heeres in Funktion treten sollte. Er wußte nicht, daß sich Wien und Paris bereits über die Art des Kriegsanlasses verständigt hatten, er wußte nicht, daß Habsburg allen Plänen Napoleons zur Verkleinerung Preußens, zur Teilung der Herrschaft über Deutschland zwischen Österreich und Frankreich und zur Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich seine Zustimmung gegeben hatte. Aber er wußte, daß ihm keine andere Entscheidung als die Auseinandersetzung mit Frankreich blieb, daß zur wirkungsvollen Führung dieses Krieges es der Erregung des gemeinsamen Nationalgefühls bedürfe, und daß Frankreich in den ersten Wochen des Kampfes bereits entscheidend geschlagen sein müsse, um Habsburg an der Ausführung seiner Absichten, Preußen mit Heeresmacht in den Rücken zu fallen, zu hindern.

Als Bismarck am 13. Juli 1870 die Emser Depesche für die Veröffentlichung zusammengestrichen und diese nach dem Urteil Moltkes von einer Chamade in eine Fanfare verwandelt hatte, erläuterte er dem Kriegsminister und dem Chef des Generalstabes die Lage folgendermaßen: „Schlagen müssen wir, wenn wir nicht die Rolle des Geschlagenen ohne Kampf auf uns nehmen wollen. Der Erfolg hängt aber doch wesentlich von den Eindrücken bei uns und andern ab, die

der Ursprung des Krieges hervorruft; es ist wichtig, daß wir die Angegriffenen seien, und die gallische Überhebung und Reizbarkeit wird uns dazu machen, wenn wir mit europäischer Öffentlichkeit, soweit es uns ohne das Sprachrohr des Reichstages möglich ist, verkünden, daß wir den öffentlichen Drohungen Frankreichs furchtlos entgegentreten." Roon erwiderte darauf: „Der alte Gott lebt noch und wird uns nicht in Schande verkommen lassen." Und Moltke, der sich damals recht krank fühlte, schlug mit der Hand an die Brust und erklärte: „Wenn ich das noch erlebe, in solchem Kriege unsere Heere zu führen, so mag gleich nachher die alte Carcasse (Kadaver) der Teufel holen."

Die spontane Reaktion, die der Entschluß der zweckmäßigen Telegrammredaktion bei den beiden für den Kriegsfall verantwortlichen Männern auslöste, ist hinreichender Beweis für die Tatsache, daß Bismarck die Bedeutung des Augenblickes in ihrer ganzen geschichtlichen Schwere erkannt und die Fähigkeit besessen hat, das Bewußtsein dieser Bedeutung weiterzuleiten.

Die Redaktion des Telegramms, die eine Kürzung einer im Auftrag von Abeken verfaßten Depesche Wilhelms I. ist, stellt einen geschichtlichen Akt dar, dessen Ausmaße nur durch die Erkenntnis der Bedeutung der Reichsgründung begriffen werden können. Denn Preußen mußte, ohne Angreifer zu sein, handeln können.

Es mußte die moralische Legitimation auf seiner Seite haben. Frankreich, das seit Jahren zum Überfall entschlossene, mußte zu einer ihm ungelegenen Zeit zur Ausführung seiner Absichten gedrängt werden. Die Bismarcksche Absicht gelang vollkommen. Während man sich in der französischen Kammer katzbalgte und dem französischen Ministerpräsidenten die schwersten Vorwürfe wegen der unmotivierten Kriegserklärung einer Bagatelle wegen machte, stand das deutsche Volk wie ein Mann auf, unterstellten die süddeutschen Staaten ihre Heere dem preußischen Generalstab, war die Schlacht schon zur Hälfte zugunsten der Nation entschieden, die um das Recht ihrer völkischen Einheit mit heiligem Ernst in den Kampf zog. Die Veröffentlichung der redigierten Depesche ist und bleibt der größte staatsmännische Akt des Heros der deutschen Nation.

Man hat Bismarck den Vorwurf der Depeschenfälschung gemacht. Am lautesten entrüstet war Wilhelm Liebknecht, der 1891 eine Broschüre „Die Emser Depesche oder Wie Kriege gemacht werden" veröffentlichte und in dieser Broschüre Bismarck den größten Verbrecher und einen Herostraten genannt hat. Liebknecht war zeit seines Lebens ein großdeutscher Demokrat, und wenn er noch lebte, wäre er es heute noch. Seine Begabung für politischen Utopismus war bedeutender, als selbst sein Freund Marx ertragen konnte. Aber er sah vor lauter Hirngespinsten keine

Wirklichkeit, und wenn er einen Zipfel davon doch entdeckte, so war es bestimmt die Karikatur einer Wirklichkeit. Seine Entrüstung im Falle Bismarck, die er bis zur Ermüdung seiner gläubigen Leser und Zuhörer wiederholte, erreichte schließlich solche Blähung, daß sie im schnellen Ablauf der Geschichte zerplatzt zu Boden sank, und daß selbst seine unbelehrbaren Schüler es schließlich ablehnten, sie aufzuheben. Denn die angebliche Fälschung Bismarcks war ein gekürztes Telegramm. Bismarck hatte nicht den Auftrag, den ganzen Wortlaut der Depesche Abekens zu veröffentlichen. Aber er setzte auch kein fremdes Wort hinzu. Er leitete die Politik, er war der Redakteur der deutschen Politik. Wer wollte ihm das Recht streitig machen, politische Telegramme im Sinne seines Staates zu redigieren? Er wußte, daß der Zeitpunkt des Handelns gekommen war, und er handelte. Er handelte nach dem Grundsatz, daß der Nutzen der Nation das oberste Gesetz des leitenden Staatsmannes ist.

Er war kein Machiavellist, obwohl man es ihm oft vorgeworfen. Aber befand sich Bismarck nicht in einer Situation, die der ähnlich war, für die Machiavelli am Ende des dritten Buches der „Discorsi" folgendes schrieb: „Wo es sich um die Rettung des Vaterlandes handelt, da darf kein Bedenken, ob gerecht oder ungerecht, mild oder grausam, löblich oder schimpflich, ins Spiel kommen, sondern es muß mit Hintansetzung jeder an-

deren Rücksicht durchaus dasjenige Mittel ergriffen werden, das ihm das Leben rettet und seine Freiheit erhält!" Hatte nicht Johann Gottlieb Fichte 1812 angesichts der brutalen Unterdrükkung Preußens durch den Korsen seinen Landsleuten zugerufen: So möge jetzt einer (Machiavell), „der nicht unbekannt ist und nicht unberüchtigt von den Toten auferstehen und sie des Rechten bedeuten"? Und hatte nicht der große idealistische Philosoph Hegel verkündet, daß man mit der Litanei von Privattugenden bei führenden Männern der Geschichte aufhören solle? „Denn die Weltgeschichte bewegt sich auf einem höheren Boden, als der ist, auf dem die Moralität ihre eigentliche Stätte hat, welche die Privatgesinnung, das Gewissen der Individuen, ihr eigentümlicher Wille und ihre Handlungsweise ist." Bismarck würde sich also immer noch in der Welt des deutschen Idealismus bewegen, auch wenn er eine Telegrammänderung vorgenommen hätte, die dem Sinn der ursprünglichen Depesche nicht entspräche.

Aber Philosophie hin — Philosophie her! Der Staatsmann wollte das Reich. Die Stunde des Reiches war gekommen. Der Staatsmann nützte die Stunde, und das Reich ward. Der sittliche Inhalt seines Führertums liegt in diesem geschichtlichen Tatbestand klar ausgedrückt. Wer an ihm zweifelt, kann nicht im Reich

sein. Wer nicht im Reich ist, ist nicht im Recht begriffen, und wenn er in der Kritik tausendmal recht haben sollte.

Wer Bismarck Neigung zu leichtsinniger Kriegsanzettelei vorwirft, kennt nicht seine Frankfurter Tätigkeit, nicht seinen Widerstand gegen die preußische Generalität im Luxemburger Konflikt, der weiß nicht, wie er gegen überspannte Kriegsziele vor Nicolsburg und vor Frankfurt aufgetreten ist, der kennt nicht seinen Kampf mit der Generalität, den er im zweiundzwanzigsten Kapitel seiner „Gedanken und Erinnerungen" und an anderen Stellen wirkungsvoll beschreibt, der kennt nicht sein Geständnis, „daß auch siegreiche Kriege nur dann, wenn sie aufgezwungen sind, verantwortet werden können, und daß man der Vorsehung nicht so in die Karten sehen kann, um der geschichtlichen Entwicklung nach eigener Berechnung vorzugreifen". Die Publizierung der redigierten Emser Depesche wird für alle Zeiten in der Geschichte als ein politischer Genie-Akt bestehen bleiben, der seinen Adel nicht nur von der Person des Akteurs, sondern auch von der Geburt des Reiches empfängt. Bismarck konnte das Reich schaffen, weil er es schon im Bilde erlebt hatte. Er verwirklichte sein Bild, als es Gefahr lief, für alle Zeiten vor seinem Volke zu zerrinnen.

Die Parteien haßten ihn, denn sie sind gegen die Führung gerichtet. Er aber bediente sich ihrer

nach Bedarf. Er war gegen Parlamentarismus, Demokratie, gleiches und geheimes Wahlrecht. Aber als er die Möglichkeit der parlamentarischen Unschädlichmachung der liberalistischen Manchester-Männer durch die damals königstreue preußische Arbeiterschaft erkannte, handelte er. Und acht Monate nach Königgrätz trat der Norddeutsche Reichstag, bereits nach dem demokratischen Recht gewählt, zusammen. Er regierte mit den Konservativen, er regierte mit den Nationalliberalen. Und als der Kulturkampf aussichtslos wurde, regierte er auch mit dem Zentrum. Er hätte auch mit den Sozialdemokraten regiert, wenn sie dem Lande und dem König treu geblieben, wenn sie sich nicht dem marxistischen Internationalismus hingegeben und damit den Boden des Vaterlandes verlassen hätten. Er verstand alles, nur das gegen die Tradition Gerichtete war ihm in tiefster Seele verhaßt. Er zog seine Führerkraft und seine Ausdauer aus der Kontinuierlichkeit seiner Gesinnung. Die Konzessionen, die er den Parteien machte, waren ihm nichts weiter als Oberflächenspiel. Wenn der Parlamentarismus vor dem Kriege nicht auf die Beine kommen konnte, wenn er schon vor seiner Entfaltung an der Wurzel krankte, so war das sein Werk. Und wenn er nach dem Kriege, kaum entstanden, schon in sich verfiel, so war das nicht nur die Folge des Prinzips demokratischer Führerlosigkeit, sondern eine der Nachwirkungen seines Wer-

kes. Denn die konservative Tradition, die er auch in der Periode der Zusammenarbeit mit Nationalliberalen und Zentrum weiter befestigt hatte, ist von zeitüberdauernder Wirkung. Es ist die Achtung vor der dem deutschen Charakter eigentümlichen Anschauung der Geschichte, die nur vernachlässigt, nicht zerstört werden konnte.

Wenn schließlich die Parteien sein Schicksal wurden, so liegt das daran, daß er das Maß menschlicher Macht und menschlichen Willens erschöpft hatte, und daß der Antäus den ihm gemäßen Boden unter den Füßen verlor, dessen Erhaltung die Voraussetzung seiner übermenschlichen Stärke war. Die Welt, die in den siebziger und achtziger Jahren in Deutschland einbrach, formte mit Maßen, die seinem Auge fremd waren und fremder wurden. Noch meisterte er das deutsche Schicksal, und bis an sein Lebensende würde er es gemeistert haben. Selbstbewußt und sicher trat er mit einem Fuß auf den Boden der Weltpolitik, griff er die Kolonialpolitik auf, brachte er die Forderung des industriellen Bürgertums in seine Rechnung. Aber sein Gehirn und sein Herz waren nicht händlerisch. Der Bauer stand ihm näher als der Bankier, das Verdienst höher als das Verdienen. Vor seiner Abreise zur Gesandtschaft in Petersburg im März 1859 drohte er dem Bankier Levinstein, ihn die Treppe hinunterzuwerfen, wenn er ihn mit seinen geschäftlichen Angeboten nicht sofort in Ruhe

lasse. Nach dem Einbruch des Imperialismus in Deutschland konnte er sich nur noch persönlich in der Unbestechlichkeit des konservativen Staatsmannes behaupten. Der Begriff des Preußentums wurde schmaler wie der Geldstrom breiter wurde. Der Marxismus folgte dem Liberalismus, und dem Sozialistengesetz hätte infolgedessen der gesellschaftliche Neubau des Staates folgen müssen.

Bismarcks gestaltende Kraft war erschöpft. Er blickte auf sein Werk, und sein Ziel war, es zu erhalten. Achtundzwanzig Jahe hat er souverän in Preußen, danach in Deutschland, geherrscht, hat er unbeschränkt das Volk geführt. Seine titanische Kraft hat sich an seiner genialen Erfindung immer wieder neu erprobt. Die Bildkraft seiner Seele war so ungeheuer, daß er die ganze Reichsverfassung in einem Zuge als Rohentwurf niederzuschreiben vermochte.

Und je weiter die Zeit voranschreitet, desto größer wird seine Gestalt. Er war so sehr Schöpfer, daß er jede Hilfe als unbefugte Einmischung ablehnte. Seine Umgebung erinnerte sich nicht, daß der von persönlicher Gottesvorstellung erfüllte Mann jemals von Christus gesprochen hätte. Er wollte nicht erlöst sein, es sei denn durch die Aufgabe, die ihm von Gott gesetzt war. Als ihn im Jahre 1859 der damalige Prinz Wilhelm fragte, was er unter „orthodox" verstehe, antwortete er: „Beispielsweise jemanden, der

ernstlich daran glaubt, daß Jesus Gottes Sohn und für uns gestorben ist als ein Opfer zur Vergebung unserer Sünden." Seine Werkreligiosität war so groß, das Maß seiner Hingabe so unermeßlich, seine ständige Opferbereitschaft so über allem Zweifel erhaben, daß er mit dieser Erlösungsvorstellung nichts anzufangen vermochte. Er wäre an seinem Werk irre geworden, wenn er sich auf Vergebung der Sünden verlassen hätte. Er hätte zu seinem atheistischen oder pantheistischen Jugendglauben zurückkehren müssen, wenn ihm das Bewußtsein seiner ewigen Opferung für König und Volk im Sinne der ihm von Gott gesetzten Aufgabe abhanden gekommen wäre. Seine Hingabe war absolut. Darum war die Tiefe seines Schmerzes und seines Zornes unergründlich, als ein neues Geschlecht aufkam, das ihrer nicht mehr achtete. Als der Entlassene Recht und Rache seiner Person gegen das Spiel seiner Nachfolger abwägt, sieht er, daß die Riesenmaße seiner Natur der kleiner werdenden Zeit nicht mehr gemäß sind. Als er seine mächtige Seele aushaucht, atmen die Ohnmächtigen auf.

3. Der internationale Klassenkampfagitator

Als Bismarck 1862 als leitender Staatsmann in die deutsche Geschichte eintrat, tauchte der zweiundzwanzigjährige Drechsler August Bebel im

demokratischen Leipziger Bildungsverein auf. Er erinnerte sich an seinem Lebensabend, wie wir aus den Memoiren erfahren, mit Stolz seiner ersten rednerischen Leistung im Verein und vermerkt, daß „man sich an seinem Tisch gegenseitig angesehen und gefragt habe: Wer ist denn der, der so auftritt?" Von da ab war das Reden seine ausgiebigste und vornehmste Beschäftigung. Die Sätze kamen ihm mühelos aus dem Munde. Seine Kombinationsgabe war vortrefflich, die Zeit ihm günstig. Dem Volke gefiel seine Rede, und er gefiel sich in ihr. Bismarck wurde von seinem Dämon gehindert, an der Rede Gefallen zu finden, Bebel wurde vom Demos angeregt, in der Rede Lebensaufgabe zu sehen. In dieser Gegenüberstellung liegt bereits die entscheidende Differenz der beiden Persönlichkeiten, von denen die eine große deutsche Geschichte gemacht, die andere zur deutschen Geschichte eine Partei geliefert hat.

Wenige Jahre nach seinem Eintritt ins politische Leben entwickelt sich aus dem Demokraten Bebel der Sozialist, der über Lasalle, Liebknecht zu Marx kommt, und der bereits 1867 einen Großteil der demokratischen Arbeiterbildungsvereine dem internationalen Marxismus in die Hände spielt, der kräftigst daran arbeitet, die Gründung Lassalles zu zerschlagen und in Wort und Schrift die marxistische Weltraum-Utopie mit Leben zu erfüllen versucht.

Die historisch-soziale Situation war, als Bebel marxistischer Agitator wurde, folgende: Die Arbeiter befanden sich einzeln am Werk, das, was Marx den Klassenkampf nannte, zu organisieren. Sie erklärten sich als Todfeinde der ganzen bürgerlichen Gesellschaft. Aus der durch den Kapitalismus vermehrten Ungleichheit versuchten sie, die Gleichheit der Menschen herzustellen. Sie erfanden eine neue gesellschaftliche Ethik, die sie mit dem Materialismus ihres Londoner Heiligen untermauerten, und zu ihrem Führer erkoren sie den Drechslermeister August Bebel. Was den deutschen Arbeitern damals noch im allgemeinen fehlte, das sogenannte proletarische Klassenbewußtsein, das besaß Bebel, das hütete er wie ein heiliges Feuer. Tag für Tag entzündete er seine Fackel daran, um sie ins Land zu tragen[1].

Er redete gut. Wohin er kam, er machte das Rennen. Man sammelte sich um ihn. Die ihn noch nicht gehört hatten, kamen von weit her gelaufen. Es war ein Phänomen, daß ein Mann ohne gelehrte Bildung so reden konnte wie er. Er berauschte nicht nur seine Anhänger, sondern auch manchen Skeptiker. Und unter seinen späteren Freunden waren viele, die einstmals seine erbitterten Feinde gewesen sind. Ein Versammlungsbesucher berichtet nach Jahrzehnten:

---

[1] Über die Methoden der Bebelschen Klassenkampfpraxis s. F. O. H. Schulz: „Untergang des Marxismus" (S. 58–77), Stuttgart 1933.

„Bebel spricht. Was er gesprochen hat, ich weiß es nicht, habe es nie gewußt. So ist es den meisten Versammlungsbesuchern ergangen. Es lag über uns allen wie Hypnose. Man sah nur weiße Haare, Armbewegungen, hörte Zorn, Spott, Messerschnitte, sah feurige, funkelnde Augen, die sich einem bis tief ins Mark einbohrten, daß man sie niemals vergessen wird. Hätte Bebel gesagt: Zwei mal zwei ist fünf, jeder hätte es geglaubt und sich dafür totschlagen lassen."

Die Kombinationsgabe dieses Mannes war ungeheuer. So schnell denken konnte keiner wie er. Er hatte das Glück, nicht von Zweifeln geplagt zu werden. So tummelte er seine Phantasie auf wilden Rossen, und die Bilder, die er in unglaublich schneller Folge entwarf, verfehlten nicht ihre Wirkung, zumal er an das glaubte, was er sprach. Er war ein redlicher Mann, und nur wenn seine Eitelkeit verletzt war, wandte er das Mittel der Demagogie an, um seine Widersacher verächtlich oder lächerlich zu machen.

Mit einem Wort, er hatte die Talente des Volkstribunen, und alle Unterdrückten oder sich unterdrückt Fühlenden seiner Zeit hielten zu ihm, schauten zu ihm auf, erhofften Befreiung durch ihn. So wurde das Heer, das er sammelte, groß und größer. Es wuchs so sehr, daß er mitunter selbst über sein Werk erstaunt war. Mit seinem Werk bewunderte er sich selbst. Witterte er Gefahr für seine Person, sah er sich von Leuten bedrängt,

von denen er annahm, daß sie ihm als Führer der Partei gefährlich werden konnten, dann ging er zum Frontalangriff über. Dann zeigte er seinen Parteigenossen sein Bild, und er wurde um so kleiner, je länger er es präsentierte. So auf dem Dresdener Parteitage 1903, wo er glaubte, persönlichen Angriffen begegnen zu müssen und wo er bei der Vorkehrung seiner Tugenden fast auf das Kleinmeisterniveau der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts herabsank. Hören wir ihn:

„Ich stehe über vier Jahrzehnte im politischen Kampf; ich war nicht immer Sozialist und habe eine Zeitlang den Sozialismus ebenso eifrig bekämpft, wie ich ihn dann propagiert habe. Aber meine Ehre ist bis zu dieser Stunde niemals auch nur mit dem kleinsten Rostflecken beschmutzt worden. (Stürmischer, langanhaltender Beifall.) Und nun will ich denen, die es angeht, ein Geheimnis verraten, wenn es ein Geheimnis ist: Da sagen die Gegner immer, der alte Bebel, da ist nichts zu machen, der hat die Massen hinter sich. Ja, warum hat er denn die Massen hinter sich? Weil alle sich sagen müssen, er hat manchen Schwupper hinter sich, manche Dummheit gemacht, manchmal durch sein Temperament sich hinreißen lassen, aber auch in seiner Dummheit war er stets der ehrliche Mann. (Stürmischer Beifall.) Ja, auch mit seinen Fehlern hat er geglaubt, der Partei zu dienen, und antippen kann man ihn nicht. (Lebhafter

Beifall.) Und wenn Ihr, die das angeht, denselben Einfluß haben wollt, dann macht es wie ich." (Stürmischer Beifall und Unruhe.)

So klein konnte Bebel werden, wenn er der Selbstsicherheit beraubt war. Und es fehlte ihm oft daran. Aber daß er nicht nur wegen der rostfreien Ehre und des Nicht-Antippen-Könnens der ewige Führer seiner Partei war, das hat er noch in derselben Rede klar zum Ausdruck gebracht, als er zur Frage der Leitung der Partei folgendes sagte: „Wer bei uns Führer sein will, muß so handeln, wie die Partei will, und nicht, wie er will. (Beifall.) Er hat auszuführen, was die Masse erstrebt, was sie fühlt und denkt." Hier haben wir die restlose Entschleierung des Bildnis von Saïs. Es war ein Teil seines Ehrenstandpunktes, das zu tun, was die Masse wollte. Seine Führung beschränkte sich also im wesentlichen darauf, den Massenwillen zu erkunden, um ihn dann in der Sprache der Masse zu verkünden. Nicht führendes, sondern ausführendes Organ wollte er sein. Oft genug allerdings machte er sich von der Fessel seiner Auftraggeber frei. Seiner Phantasie genügte die Tätigkeit des Nur-Lautsprechens, des Nur-Ausmalens der Situation nicht. Aber hinter seiner Phantasie stand sein außerordentlich praktischer Sinn. Seine Organisation war sein Kind, das er nicht in Gefahr bringen wollte, und das er auch nicht durch andere in Gefahr bringen

ließ. Der Turiner Gelehrte A. Loria hat ihn einmal „Sporn und Zügel" genannt. Das heißt, er gab den Massen die Sporen, wenn es ihm nützlich schien, sie voranzutreiben, er legte ihnen Zügel an, wenn das Organisationsinteresse ein gemäßigteres Tempo oder den Rückzug verlangte.

Sein orientierendes Prinzip war die Partei, die sogenannte „internationale, völkerbefreiende Sozialdemokratie". Seit dem Sozialistengesetz war er sehr vorsichtig geworden. Er wollte kein neues Verbot, und rückte die Gefahr eines solchen heran, so wußte er ihr durch die Taktik der Mäßigung geschickt zu begegnen. Als die Zuchthausvorlage wie ein Gewitter aufzog, machte er keinen Hehl daraus, daß er alles tun werde, um die Organisation von dem Verdacht des gewaltsamen Umsturzes zu befreien. 1905 auf dem Jenaer Parteitage, wo die Frage des politischen Massenstreiks debattiert wurde, rührte er die Trommel des extremen Radikalismus, als er den Delegierten zurief: „Ein Hüben, ein Drüben nur gibt's, es ist nicht mehr zu paktieren..." In Mannheim aber, ein Jahr später, war er unter dem Einfluß gewerkschaftlicher Opposition und angesichts seiner nach Taten verlangenden radikalisierten Massen um einige Grad kühler. Der unerbittliche Feind der Revisionisten hatte sich revidiert. Seine bürgerlichen Gegner und der Staat waren in den verflossenen Jahren nicht tatenlos geblieben. Er sah

Gefahren, er beugte ihnen vor, und da er seinen Massen möglichst nahe war, konnte er sich ihnen verständlich machen. Er sprach sie so laut und eindringlich an, machte ihnen so viel Komplimente, feuerte ihre Phantasie so kräftig an, daß sie der zahlreichen Widersprüche in seinen Reden nicht gewahr wurden und zwei unmittelbar hintereinander widersprechende Sätze in unzähligen Fällen immer noch als letzte Offenbarung hinnahmen. Gleich nachdem er in Jena den eben zitierten Satz „Ein Hüben und Drüben nur gibt's, es ist nicht mehr möglich zu paktieren" ausgesprochen hatte, verkündete er schon nach schnellem Atemwechsel: „Wie falsch diejenigen urteilen, welche die parlamentarische Tätigkeit gar zu sehr unterschätzen, zeigt auch der große Bergarbeiterstreik." Die revisionistischen Intellektuellen machten sich zu allen Zeiten ein Vergnügen daraus, mit Bebelschen Aussprüchen ihre eigene Theorie zu stützen. Er zahlte es ihnen gelegentlich, wie 1903 in Dresden, heim.

Seine Führer-These war eine demokratische Talentprobe erster Klasse. Sein Meister Marx hatte einmal geschrieben, daß die sozialdemokratischen Arbeiter in Deutschland vortrefflich seien, daß aber ihre Führer nichts taugten. Marx hatte damit gemeint, die Arbeiter hätten den richtigen Klasseninstinkt, den richtigen Klassenkampfstandpunkt und wüßten infolgedessen

auch, wie sie die Klassengesellschaft zu bekämpfen hätten. Bebel hat sich diesen Standpunkt gern zu eigen gemacht, er schmeichelte seiner Person. Denn in London galt Bebel als das Urbild des klassenbewußten deutschen Proletariers. Er hörte infolgedessen nicht auf, die Arbeiter zu loben und sie allen anderen als Vorbild voranzustellen. Wollte dieser oder jener Arbeiter aber irgendeinmal nicht so wie er, so entdeckte er in ihm schnell einen Klassendefekt, unterschob er ihm bürgerliche Existenz oder Neigung zur bürgerlichen Existenz. Georg von Vollmar hat einmal diese Bebelsche Haltung folgendermaßen ironisiert: „Was die Arbeiter betrifft, so haben sie den untrüglichen Klasseninstinkt, und auf ihr Gefühl muß man sich verlassen. Wenn sich aber ein Arbeiter untersteht, anderer Meinung zu sein — wie man jetzt sagt: revisionistischer Meinung —, dann hat er auf einmal den untrüglichen Klasseninstinkt verloren. Die gehobene Lebenslage gewisser Arbeiter hat sie verdorben!"

Mit dieser Methode der Klassifizierung innerhalb der Klasse hatte Bebel immer die Möglichkeit, sich als Beauftragter der wahren und einzigen Klassenkämpfer zu behaupten. Seine Gegner lobten und tadelten ihn. Er freute sich ihres Lobes, und er bezog sich auch gern darauf, wenngleich er den Anschein zu erwecken versuchte, daß es ihm peinlich wäre. Den Tadel der Gegner versuchte er als Führungsprädikat in die für ihn aus-

schlagende Waagschale zu werfen. Auf dem Jenenser Parteitage von 1905 bemerkte er: „Ich habe es schon oft gesagt und kann es nur immer wiederholen: Bin ich im unklaren, wie ich mich einer konkreten Tatsache gegenüber zu verhalten habe, so ist das Verhalten meiner Feinde in derselben Frage für mich der Wink für mein eigenes Verhalten. Fürchten, verurteilen, bekämpfen meine Feinde, was ich tue, so bin ich immer auf dem rechten Wege."

Bei dieser Methode konnte Bebel bei seinen Massen in der Tat nie straucheln. Er stand immer oben. Er war immer der alte, ehrliche Mann. Und solange seine Partei nichts weiter als Sammelbecken der Unzufriedenen war, fiel es ihm bei der Fähigkeit zur Massentaktik nicht schwer, der erste unter den sogenannten Gleichen zu sein. Sein Boden war die Klasse, ein nach Bedarf auswechselbarer Boden. Denn diese Konstruktion hatte sich schon zu Lebzeiten Bebels als sehr veränderlich erwiesen. Die Klasse wuchs. Sie wechselte ihr Gesicht. Ihre Schichtungen veränderten sich unaufhörlich. Und Bebels Kampfgenosse Wilhelm Liebknecht verkündete, daß er nötigenfalls vierundzwanzigmal am Tage die Taktik wechseln könne. Das konnte Bebel auch. Ja, er konnte noch mehr. Er verstand es, seine ursprünglich anti-revisionistische Meinung als marxistisch und seine in den letzten Jahren beinahe revisionistische Meinung immer noch als marxistisch zu de-

klarieren. Und das war nötig. Denn da er mit seinen Massen trotz vierzigjähriger Führung nie an die Macht kam und normalerweise auch nach weiteren vierzig Jahren nicht an die Macht gekommen wäre, die Unruhe seiner Geführten jedoch nicht geringer, sondern größer wurde, so bedurfte es der Talente eines Weltschachmeisters, um die Figuren auf dem Brette der Parteipolitik immer so zu schieben, daß das Spiel bis in alle Ewigkeit fortging.

Bis in die neunziger Jahre hinein hat er immer geglaubt, daß eines schönen Tages der große Kladderadatsch eintreten würde. In Anlehnung an seinen Freund Friedrich Engels hat er diesen Kladderadatsch öfter vorausgesagt. Als aber Engels starb, der Kladderadatsch nicht eintrat und die Revisionisten anfingen, sich über den Propheten lustig zu machen, gab er das Geschäft auf und richtete sich auf die Unendlichkeit der politischen Taktik ein. Und es zeugt für die unerschöpfliche Beweglichkeit des klugen Mannes, daß er immer neue Kombinationen erfand und sie als politische Wahrscheinlichkeit in dem Bewußtsein seiner Massen durchsetzte. An die Erringung der politischen Macht durch die von ihm geführte Sozialdemokratie glaubte er in den letzten Jahren nicht mehr. Er hätte diese Macht auch nicht gebrauchen können.

Hat er überhaupt Macht ausgeübt? Ja! Er

war der Gebieter der Ohnmächtigen, der Feldmarschall des Demos, den er mit zäher Beharrlichkeit in der Ohnmacht hielt. Im Jahre 1904, auf dem Internationalen Sozialisten-Kongreß in Amsterdam, hatte ihm Jean Jaurès, der vom philosophischen Idealismus ausgehende französische Sozialist, so gründlich den Star gestochen, daß der Vierundsechzigjährige zum erstenmal in seinem Leben ganz still hielt. Jaurès rief ihm zu, daß die deutsche Sozialdemokratie ihre politische Ohnmacht durch ihre Verranntheit verschuldet habe. Was habe sie denn in Deutschland erreicht? Er beantwortete seine Frage selbst: „Ihr habt Euer schäbiges Wahlrecht nur von oben erhalten... Da die von oben Euch das Wahlrecht gaben, so könnte es ihnen auch einfallen, Euch das Wahlrecht nach ihrem Belieben wieder zu nehmen!" Jaurès war sicher nicht unbekannt geblieben, daß Bismarck sich sehr ernst in den letzten Jahren seiner Regierungstätgkeit mit dem Gedanken getragen hatte, das allgemeine, gleiche, geheime, direkte Wahlrecht wieder abzuschaffen. Was hätte die Bebelsche Sozialdemokratie, die marxistische Naturnotwendigkeits-Partei, wohl dagegen tun wollen, was hätte sie wohl dagegen tun können? Selbst mit einer parlamentarischen Mehrheit, fuhr Jaurès fort, würde man in Deutschland nicht das Regieren lernen. Die Bebelschen Sozialdemokraten seien zwar die Radikalen der

Theorie, niemals aber die Radikalen der Tat. Ihre Theorie wäre ihre ewige jetzt enthüllte Schwäche, ihre verhängnisvolle Ohnmacht in der praktischen Politik. Dem war nicht viel hinzuzufügen. Bebel fühlte, wenn er auch keine Auskunft darüber gab, daß sein theoretischer Marxismus nicht der Boden war, auf dem er die Jaurèsschen Behauptungen praktisch zu widerlegen vermochte. Als er auf dem nächstjährigen deutschen Parteitag das Referat über den Amsterdamer Kongreß erstattete, hat er seinen Zusammenstoß mit Jaurès ganz aus dem Spiel gelassen und dafür das Lob des theoretischen Häuptlings der Revisionisten, Eduard Bernstein, mit Genugtuung eingesteckt.

Der Soziologe Robert Michels hat im „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik" 1913 Bebel einen Patrioten genannt. In diesem Verdacht stand er bei seinen ganz radikalen Parteigenossen schon lange. Er war Anfang der neunziger Jahre für die Abschaffung der blauen Uniform mit den blanken Knöpfen, für die Einführung der feldgrauen Uniform mit den matten Knöpfen eingetreten, hatte zu dieser Zeit und später für besseres Mannschaftsessen plädiert und auch manche Rede gehalten, aus der erkennbar war, daß er die Landesverteidigung wollte. Wenn man ihn aber festnagelte und ihm vom marxistischen Standpunkt aus Vorwürfe über seine unmarxistische Haltung machte, dann wich

er meist sehr schnell mit Zweckmäßigkeitsargumenten aus, denn die Partei blieb sein ein und sein alles, der einzige Boden, den er unter den Füßen hatte. Als er sich 1907 auf dem Internationalen Sozialisten-Kongreß in *Stuttgart* gegen den Antrag der französischen und englischen Sozialisten wandte, im Falle eines Krieges die Arbeiter zum Generalstreik aufzurufen, begründete er seine Ablehnung nicht mit dem Argument des vaterländischen Interesses, sondern mit der *Zwecklosigkeit* einer solchen Resolution. Auf dem bereits mehrfach zitierten Parteitag in Jena brachte der spätere Kommunist *Karl Liebknecht* eine Entschließung ein, deren Sinn war, die Sozialdemokratie solle die zum Militär eingezogenen Rekruten so instruieren, daß sie in der Lage wären, die Militär-Organisation zu *untergraben*. Bebel hatte gegen die Resolution als solche nichts einzuwenden. Er sagte: „Ich gestehe ihm (Liebknecht) offen, wenn er zu dem Antrage nicht geredet hätte, so wäre ich und meine näheren Freunde vom Parteivorstand geneigt gewesen, den Antrag 19 mit Haut und Haaren zu verschlucken."

Also der Liebknechtsche Antrag selbst, in dem es heißt, daß *gegen* „*Militarismus und Marinismus ... eine regelmäßige, planmäßig betriebene Agitation*" einzusetzen habe, störte Bebel nicht. Erst die unzweideutige Interpretation dieses Antrages durch Liebknecht machte

ihn stutzig. Nunmehr erklärte er es im „Interesse unserer Partei für dringend geboten", den gefährlichsten Teil des Antrages zu streichen. Es war also kein vaterländisches, sondern ein Parteimotiv, das ihn veranlaßte, eine Haltung einzunehmen, die bei oberflächlicher Betrachtung den Eindruck patriotischen Ursprungs machen konnte. Tatsächlich sah Bebel in solcher Lage nicht das Land, sondern die Partei gefährdet. Er freute sich noch 1911 darüber und gab dieser Tatsache im zweiten Band seiner Erinnerungen lebhaften Ausdruck, daß die Züricher Sozialdemokraten 1870 der Bismarck feindlichen Haltung der sozialistischen Reichstagsfraktion Bebel-Liebknechtscher Richtung durch den damaligen Züricher Staatsanwalt Forrer Anerkennung gezollt hatten. Seine Neutralität im Kampf zwischen Deutschland und Frankreich bereitete ihm also noch vierzig Jahre später, nachdem die Ereignisse Bismarck recht gegeben hatten, lebhafte Genugtuung.

Er hat namentlich im letzten Jahrzehnt seines Lebens gelegentlich starke Töne in der Frage der Vaterlandsverteidigung gesprochen. Meist waren seine Versicherungen jedoch verengt, durch Taktik entkräftet und auf das Anschauungsmaß der im Klassenkampf erzogenen Arbeiterschaft beschränkt. Am 7. März 1904 rief er der bürgerlichen Mehrheit des Reichstages zu: „...Ich sage Ihnen noch mehr: Wir haben sogar das

allergrößte Interesse, wenn wir in einen Krieg gezerrt werden sollten, ... einen Krieg, in dem es sich um die Existenz Deutschlands handelt, dann — ich gebe Ihnen mein Wort — wir sind bis zum letzten Mann, und selbst die Ältesten unter uns, bereit, die Flinte auf den Buckel zu nehmen und unseren deutschen Boden zu verteidigen, nicht Ihnen, sondern uns zuliebe, selbst meinetwegen Ihnen zum Trotz ..."(!)

Im Jahre 1907 verteidigte Bebel auf dem Essener Parteitage seine Haltung in der Kriegsfrage den Delegierten gegenüber damit, daß er ihnen versicherte, er habe den bürgerlichen Abgeordneten des Reichstages zugerufen: „Wir verteidigen also dieses Vaterland nicht für, sondern gegen Euch!"(!) Sein „Patriotismus" war also sehr parteibedingt, seine vaterländische Gesinnung durch den Klassenkampfstandpunkt merkbar dezimiert. Auf dem Magdeburger Parteitag im Jahre 1910 hatte er klar zu verstehen gegeben, daß seine Partei im Falle eines Krieges nicht auf der Seite des Staates stehen würde. Es ist nicht möglich, in einem solchen Falle darauf hinzuweisen, daß Bebel in zahlreichen Reden von seiner Phantasie hingerissen, vielmals die Kontrolle über sich und seine Beweisführung verlor. Hier handelt es sich nicht um Beweisführung, sondern um den natürlichen Instinkt, der da ist oder nicht da ist. Bebel ist bestimmt nie zu einer Verleugnung des Vater-

landes gekommen, aber seine klassenideologische Verstrickung war so groß, daß er auch niemals zu einer schlichten Bejahung der ausschließlichen vaterländischen Verwurzelung und Verpflichtung ohne Wenn und Aber gelangte. Er hat, was in seinen Kräften stand, getan, um die deutsche Arbeiterschaft aus dem ihr naturgemäßen Boden zu lösen. Er war nichts als Parteimann, und so aktivistisch seine Phantasie war, so gering blieb seine Handlungsfähigkeit. Er fürchtete um den internationalen Frieden, aber er war nicht bereit, etwas entscheidend Praktisches für seine Sicherung zu tun. Er fürchtete um den Bestand des Vaterlandes, aber er wollte es nur um der Klasse willen retten.

Auf diesem durchlöcherten Boden konnte er sich infolge seiner beispiellos taktischen Gewandtheit in den Zeiten vor der großen Entscheidung behaupten. Die marxistischen Arbeitermassen aber glaubten an ihn wie an einen Heiland. Als man ihn im August 1913 in Zürich bestattete, folgten nicht weniger als vierzigtausend Menschen seinem Sarge. Die Leichenfeier hatte königliche Ausmaße. Als ein Jahr später der Weltkrieg begann, klagten die Massen, die ihm Jahrzehnte hindurch gefolgt waren, noch einmal laut und vernehmlich, daß er nicht mehr unter ihnen weilte. Ein Teil von ihnen allerdings wußte, daß Bebel zur rechten Zeit gestorben war, daß die Führung

der Partei im Weltkriege für ihn keine Aufgabe, sondern eine schmerzvolle Enttäuschung gewesen wäre.

Auf dem Internationalen Sozialisten-Kongreß in Basel 1912 hat er noch durch Zustimmung zur Stuttgarter Resolution der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß die Sozialistische Internationale den Krieg verhindern oder im Fall seines Ausbruchs ihn abkürzen könne. Er hatte, schon müde, aber doch noch siegesgewiß hier verkündet: „Den Drei- und Vierbünden der Welt steht gegenüber der Arbeiter-Einbund der Welt!" Seine internationalistische Phraseologie war also nicht bescheidener geworden. Er fiel selbst gegen den jüdischen Führer der österreichischen Sozialdemokratie, Victor Adler, ab, der einsichtsvoll und mit Ironie gestand: „Von uns Sozialdemokraten hängt es leider nicht ab, ob Krieg wird oder nicht." Was hatte also die Masse, seine Masse, im Falle eines Krieges von ihm zu erwarten, was erwartete sie von ihm?

Die späteren Unabhängigen haben immer wieder behauptet, er hätte die Reichstagsfraktion zur Kreditverweigerung geführt. Die Mehrheitssozialdemokraten haben das bestritten, sich auf ihn berufend. Die Spartakisten waren geneigt, der rechtssozialistischen Auffassung zuzustimmen. Überschaut man das Leben dieses in der Idee und in der Massensammlung so starken Mannes in der Gesamtheit, prüft man das

Maß seiner geschichtlichen Verhaftung im deutschen Volke und seiner bewußtseinsmäßigen Verwurzelung im deutschen Boden, so erscheint außer jedem Zweifel, daß Bebel auch durch den Weltkrieg aus dem Zwiespalt zwischen Nationalismus und Internationalismus nicht herausgekommen wäre. Seine Fraktion wäre möglicherweise kraft seiner Autorität nicht gespalten worden, aber der innere Spalt wäre deshalb nicht geringer gewesen, und der Bruch wäre spätestens in dem Augenblick eingetreten, wo seine Partei die Verantwortung für das Gesamtschicksal des deutschen Volkes hätte übernehmen müssen.

Seine klassenideologische Bindung hätte ihn daran gehindert, mit den Feinden des Vaterlandes im Innern radikal Schluß zu machen. Seine Losung wäre das Kompromiß gewesen, mit dem er auf zahlreichen Parteitagen zwischen Revisionisten, Radikalen und Kommunisten im Interesse der Einheit der Klasse operiert hatte. Ein halbes Jahrhundert lang war sein Nationalbewußtsein durch den marxistischen Klassenintellekt geleitet worden. Die Klasse war ihm das Instrument der neuen nationalen und der neuen internationalen Ordnung. Seine Energie wäre zerbrochen, wenn sein Klassenbewußtsein zerstört worden wäre.

Was er nach seinem Tode hinterließ, war sein Werk. Seine Nachfolger haben es noch verwäs-

fert, verdünnt, für den jeweiligen Hausgebrauch getrübt. In der Taktik blieben sie ihm ebenbürtig. Aber während er in der Hauptsache nur zwischen den Richtungen der eigenen Partei zu wählen hatte, hatten sie zwischen Klasse und Vaterland zu entscheiden. Während er nur zu agitieren und zu sammeln hatte, war ihnen durch einen tragischen Geschichtsablauf die Aufgabe zugefallen, die Nation zu einigen und wiederaufzurichten. Er hatte ihnen beigebracht, daß die Sozialdemokratie der Todfeind der bürgerlichen Gesellschaft sein und bleiben müsse. Sie schwankten verwirrt zwischen Klasse und Gemeinschaft, zwischen Partei und Nation, zwischen Volk und Volkslosigkeit. Bebel hatte Bismarck gehaßt und zusammen mit seinem Freund Wilhelm Liebknecht ihn als einen schlimmen Feind des Volkes angesehen. Ihnen war die Aufgabe überkommen, das Werk Bismarcks zu hüten und fortzuführen. Bismarck stürzte über sie, und sie stürzten über Bismarck. Darum bleibt Bebel samt seinen Nachfolgern nur eine Episode, eine Verirrung der Zeit im ewigen Bestande des Volkes.

Wer den Abstand von Bismarck zu Bebel, die Differenz zwischen schöpferischer Persönlichkeit und kritischem Talent, von einem zuverlässigen Standort aus beurteilen will, der vergleiche Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" mit Bebels „Aus meinem Leben". Bismarck schuf

die Geschichte neu und machte sein Werk verpflichtend für die nach ihm folgenden Generationen. Bebel erzählte Geschichten, deren Wirkung darin bestand, daß seine zur Macht gelangten Nachfolger die Regierungstätigkeit als ein schlechtes, der Agitation abträgliches Geschäft erachteten. Das demokratische System wurde, nicht zuletzt durch die Form Bebelscher Massenerziehung, zu einem Tummelplatz der Unverantwortlichkeiten, auf dem der sogenannte Führer, um im Bilde Bebels zu bleiben, nur darauf zu achten hatte, daß er das ausführende Organ des Massenwillens blieb. Da aber der Massenwille in keiner Weise feststellbar war, weil die Masse als solche zu den letzten entscheidenden Fragen der Nation keine orientierende Beziehung hatte und bei der Zersetzung des Nationalgedankens auch nicht haben konnte, so war das Bekenntnis zur Ausführung des Massenwillens nur eine Demagogie, deren Charakter den Wissenden durch keine wie immer geartete Phrase verborgen bleiben konnte. Wer an die Masse appellierte, war verblendet oder ging auf Betrug aus, denn die Masse ist ein sich zwischen den Händen veränderndes Etwas, das keinen konstanten Wert hat und mit dem konstante Werte auch nicht geschaffen werden können.

Diese Masse hatte für Bleibendes auch gar kein Verständnis. Denn sie war in der Partei Bebels und seiner Nachfahren auf die Unbeständigkeit

alles Seienden dressiert und von dem *Unwert der Ewigkeit* überzeugt worden. Bebel hat durch seine Agitation die Masse selbst entwertet, indem er seinen politischen Gegnern gestand, daß sie dem Volke bewilligen könnten, was sie wollten, die unter seinem Einfluß Stehenden würden auf alle Fälle mehr fordern, als man ihnen gäbe. Damit hatte Bebel selbst die Massenführung entlarvt. Er hatte gezeigt, daß er nur Agitator, nur Sammler, nur Trommler war, und daß seine Kraft vor der Realität des gesellschaftlichen und nationalen Wertes nicht zu bestehen vermochte. Denn indem er dem deutschen Volke verkündete, daß die Massen kraft seiner Agitation niemals zufriedengestellt werden könnten, daß sie unentwegt mehr verlangen würden, als man ihnen gäbe, verkündete er den *Unwert der Masse*, den *Unwert des Appells an die Masse*, den *Unwert der Massenführung*. Damit war der *Massenwille als ein unbrauchbares Element der gesellschaftlichen Fortbildung gekennzeichnet*. Und indem die Schüler Bebels in der Periode nach 1918 fortfuhren, ihre Politik der Ohnmacht mit dem Massenwillen zu *rechtfertigen*, charakterisierten sie sich selbst als die *Bildner der Ohnmacht*, als Vollstrecker des Verfalls einer Geschichtsepoche, die an den Sand glaubte und darauf Häuser bauen wollte.

Sie bezeichneten sich in den ersten Jahren nach dem Zusammenbruch zur Entschuldigung für ihre

mangelhaften Leistungen gern als Konkursverwalter des monarchischen Systems. Bei Licht besehen, verwalteten sie allerdings das Unvermögen der proletarischen Masseninflation, als deren artfremde Hauptkassierer sie ihr gegen die stabile völkische Bilanz gerichtetes Interesse auf die Dauer nicht verbergen konnten.

Was Bismarck kraft seiner dämonischen Persönlichkeit und seines auf die Größe des Reiches gerichteten absolutistischen Willens zusammengeschweißt hatte, löste sich unter dem Einfluß der Bebelschen Entnationalisierungs- und demokratischen Atomisierungspolitik langsam wieder auf. Bebel bleibt der Antipode Bismarcks. Und wenn der Altkanzler des deutschen Volkes sich zum Lebensspruch das Wort wählte „Patriae inserviendo consumor" („Ich verzehre mich im Dienst des Vaterlandes"), so könnte über dem Bebelschen Leben der Satz stehen: „Ich habe mich vom Vaterlande abgewandt, um mich als Sklave der Masse zu verbrauchen."

4. Der tote Bebel und der lebende Bismarck

Als Bismarcks Herz am 30. Juli 1898 seinen letzten Schlag getan hatte, war die Partei Bebels im Innern bereits längst gespalten. Die radikalmarxistische und der gemäßigt-revisionistische Flü-

gel lieferten sich die wildesten Schlachten, wie wenn sie aller Welt zeigen wollten, daß die Entfernung vom Boden des Volkes wie eine unheilbare Krankheit, wie ein auszehrendes Fieber ist, das den menschlichen wie den Körper einer Partei zugrunde richtet.

Die Zeitungen und die Zeitschriften der Sozialdemokratischen Partei, die um ihrer Leser willen gezwungen waren, zu dem Tode des deutschen Volkshelden sich zu äußern, schwankten zwischen wildester Ablehnung und bedingter Anerkennung des Altreichskanzlers. Der Historiker der Sozialdemokratie und besondere Schützling Bebels, Franz Mehring, überschüttete als radikaler Marxist den kaum zu Grabe getragenen Helden mit den wildesten Schmähungen und nannte ihn einen Mann, „der sich bis in die Schatten des Todes hinein an der wollüstigen Henkersphantasie berauschte, das klassenbewußte Proletariat niederzukartätschen".

Und gegen den Schluß dieses Aufsatzes fiel Mehring noch einmal mit folgendem, die deutsche Geschichte in ihren edelsten Teilen treffenden Satz über Bismarck her: „Seit dem Frühjahr 1871 hat er wesentlich nur Unfug getrieben, ganz ähnlich wie die beiden anderen Nationalhelden des deutschen Philisters, wie Luther und der Alte Fritz, in ihren letzten Jahrzehnten."

Die sozialdemokratisch-revisionistischen Blätter aber schrieben etwas von dem „revolutionären

Geist", der in Bismarck lebendig gewesen sei. Sie warnten vor schneller Aburteilung, da sein Bild von der Parteien Haß und Gunst verzerrt wäre und trösteten ihre Leser damit, daß man erst nach Jahrzehnten ein geschichtliches Urteil über den ersten Kanzler des Deutschen Reiches werde abgeben können.

In beiden Lagern aber gab es Männer, die genau erkannten, daß zwischen den beiden Flügeln der Partei die Reckengestalt des großen Reichsschöpfers stand und sie nicht mehr zu einheitlichem Handeln zusammenkommen lassen werde.

Bismarck hatte durch das Sozialistengesetz (1878—1890) und die in seinem Zuge liegende Sozialgesetzgebung, das bis dahin in der marxistischen deutschen Arbeiterbewegung wirksame Revolutionsgesetz aufgehoben, die in der Bewegung schlummernden staatspolitischen Instinkte geweckt und sie als Abwehrelemente gegen die Weltrevolutionsidee des raumlosen Mordechaismus gestellt. Weite Teile des deutschen Arbeitervolkes, die bis dahin schutzlos und isoliert einem nur durch persönliche Bereicherungssucht bestimmten industriellen und kommerziellen Manchestertum gegenübergestanden hatten, fühlten plötzlich die schirmende Hand eines Staates, von dem man ihnen gepredigt hatte, daß sein Schicksal in einem neu hereinbrechenden Gesellschaftszustand der Tod sein würde. Sie erlebten, daß dieser zum „Absterben" — wie es in der marxi-

stischen Theorie heißt — verurteilte Staat, die sogenannten Ausbeuter der Arbeiter zwingt, die Hauptlasten der Kranken-, Unfall- und Invaliditätsversorgung zu tragen. Die proletarische Ideologie fiel auseinander. Bismarck hatte seinen mächtigen Arm auf die Heerscharen Bebels gelegt, und es ereignete sich, was Hans Delbrück später in die Worte gekleidet hat:

„Die berauschende Idee der proletarischen Revolution des Straßenkampfes und der Barrikaden verlor ihre Kraft und wurde zur schalen Phrase."

Als der persönliche Freund von Marx, der in London lebende Friedrich Engels, in den neunziger Jahren dem „Vorwärts" einen Artikel schickte, in dem auch die Frage des Barrikadenkampfes untersucht wurde, strich der alte Liebknecht diese Stelle des Aufsatzes, denn die Sozialdemokratie war durch Bismarck von der Barrikade heruntergeholt worden.

Kaum war das Sozialistengesetz erloschen, als Georg von Vollmar, der ehemalige Königlich-Bayerische Offizier, in München den praktischen Revisionismus begründete. Es entstand im Gegensatz zum radikalen Marxismus eine Bewegung, die mit der Staatsfeindlichkeit um jeden Preis aufräumen und der Sozialdemokratie den Charakter einer sozialen Reformpartei geben wollte. Bismarcks soziales Werk sollte nicht mehr wie bisher aus reiner Agitationswut bekämpft, sondern zum Anlaß weiterer praktischer Arbeit

auf diesem Gebiete gemacht werden. Vollmar forderte geradezu zur Anerkennung der Bismarckschen Sozialgesetzgebung und ihrer Folgewirkungen auf, indem er die immer wieder von den radikalmarxistischen Agitatoren aufgestellte Behauptung, daß jenes Werk den Arbeitern gar nichts nütze, mit den Worten schlug:

„Wir haben angesichts der gemachten Versprechungen eine ehrliche Probe anzustellen, ob tatsächlich der Wille zu gewissen Verbesserungen vorhanden ist, und den Versuch zu machen, ob auf dem Boden des wiedergewonnenen gemeinen Rechts eine ausreichende Verteidigung der Interessen und Bestrebungen des arbeitenden Volkes möglich ist. Gelingen diese Proben und dieser Versuch, so kann es niemanden mehr freuen, als uns Sozialdemokraten. Denn wir kämpfen nicht um des Kampfes willen. Wo wir gutem Willen begegnen, wirklich arbeiterfreundliche Bestrebungen sehen, werden wir die ersten sein, welche diese anerkennen, unterstützen, entwickeln."

Und er hatte hinzugefügt:

„Im allgemeinen ist zu beobachten, daß der kritisierende Geist leicht in den Fehler der grundsätzlichen Verneinungssucht, des leicht bereiten Absprechens über alle Dinge verfällt und meint, daß alles, was besteht, schon darum schlecht und zu bekämpfen sei, weil es besteht. Dieser Zustand ist ein unvermeidlicher Durchgangspunkt, eine Kinderkrankheit, die bei einer kleinen, beginnen-

den Bewegung wenig bedeutet. Eine große Partei aber, auf welche von allen Seiten das Licht fällt, muß alles vermeiden, was ihr vor der öffentlichen Meinung, welche sie gewinnen will, mit Recht schaden kann."

Sieben Jahre später auf dem Hannoverschen Parteitag (1899) schleuderte von Vollmar seinem Gegner Bebel den Satz ins Gesicht:

„Wer dem Volke falsche Revolutionslegenden erzählt, wirkt ebenso schädlich wie derjenige, der einem fortfahrenden Segler falsche Karten mit auf den Weg geben würde."

Das Werk Bismarcks stand. Und es war keine politische Erscheinung in Deutschland mehr möglich, die nicht ihren Ausgangspunkt von der ehernen Realität dieses Werkes nahm.

Auf dem erwähnten Hannoverschen Parteitag stießen Radikalmarxismus und Revisionismus mit einer bisher noch nicht dagewesenen Heftigkeit zusammen. Bebel, der leidenschaftlichste Verteidiger der Marxschen Katastrophentheorie, hatte angesichts jeder neuen Wirtschaftskrise den mit Sicherheit eintretenden Kladderadatsch verkündet und prophezeit, daß der marxistische Sozialismus aus einem solchen schwarzen Zusammenbruch strahlend hervorgehen werde.

Aber Bebel hatte in seinem blinden Haß übersehen, daß sein großer Feind Bismarck nicht

nur das Reich gegründet, sondern auch die Tore dieses Reiches nach allen Richtungen geöffnet, daß er ihm Kolonien gegeben, wirtschaftliche Absatzmärkte verschafft und die Machtmittel erhalten hatte, die deutsche Industrie und den deutschen Handel in aller Welt zu schützen. So wurden die von Bebel mit Ungeduld erwarteten Krisen nicht zu Ausgangspunkten von Katastrophen, und der „Kladderadatsch" fing an, ein Gegenstand der Heiterkeit nicht nur im Volke und in seiner Vertretung, dem Reichstag, sondern auch in der Partei zu werden. Die neuen und sich ständig erweiternden Absatzmärkte verminderten die durch die Binnenkrisen drohenden Gefahren. Ja, es geschah, daß durch günstige Markteroberungen eine Inlandkrise überhaupt in ihrer Wirkung aufgehoben wurde.

Dadurch sank die Hoffnung Bebels und seiner radikalen Anhänger auf eine schnell eintretende proletarische Revolution immer mehr dahin. Der Elan der Bewegung verflüchtigte sich. Die Revisionisten lachten über ihren Parteichef, der von der Prophetie trotz schlimmer Erfahrungen nur Stück für Stück preisgab, und suchten durch Anlehnung an praktische gewerkschaftliche Arbeit die Aussichtslosigkeit sozialdemokratischen Wirkens auf dem Agitationsfeld zu überwinden.

Die Arbeiter strömten in die Sozialdemokratie

nur zu einem Teil hinein. Aber auch die Mehrzahl derjenigen, die in ihr organisiert waren, gaben die Hoffnung auf die Barrikade und den allein seligmachenden Sieg der Katastrophe auf. Sie waren stolz darauf, immer wieder zu hören, daß der deutsche Arbeiter die beste Qualitätsware in der Welt herstelle. Sie nahmen an der allgemeinen Vermehrung des Volkswohlstandes in angemessener Weise teil. Sie fühlten, daß das Werk Bismarcks sie wie ein schirmender Wall umgab.

Wie wenig die deutsche Arbeiterschaft in zentralen Schicksalsfragen der deutschen Nation Bebelsche Ansichten teilte und wie stark der Bismarcksche Reichsgedanke in ihr Bewußtsein, in ihr Empfinden übergegangen war und sich in völkischen Wert umgebildet hatte, das sollte das Jahr 1907 mit überzeugender Deutlichkeit zeigen.

In Gemeinschaft mit dem Zentrum hatte die Bebelsche Reichstagsfraktion die seit 1903 im erbitterten Kampf mit den Eingeborenen Südwestafrikas stehende deutsche Schutztruppe durch Entziehung der Reichskredite und Verminderung der notwendigen Mannschaftsstärke schwächen wollen. Dieses Unternehmen, dessen Erfolg nicht nur eine direkte Gefährdung des deutschen Soldaten im Kolonialkampf, sondern auch eine bedenkliche Herabminderung des deutschen Reichsansehens in der Welt gewesen wäre, führte dazu, daß der damalige Kanzler Bülow am 13. Dezember 1906 den Reichstag auflöste.

Die Bebelsche Reichstagsfraktion hatte 1903 ihre Mandatsstärke von 56 auf 81 erhöht. Sie hatte im Wahlkampf die 1902 notwendig gewordene Zolltariferhöhung und die damit verbundene Verteuerung der Roggen-, Weizen-, Hafer-, Mais-, Rindvieh- und Schweinepreise zum Anlaß der Aufpeitschung der Volksmassen vom Magengrunde her genommen und mit diesem materialistischen Mittel alle mit den wirtschaftlichen Verhältnissen Unzufriedenen um sich versammelt.

Mit derselben Methode glaubte Bebel die deutsche Arbeiterschaft auch 1907 hinter seine Fahnen bringen zu können. Er nannte in der Presse und in Aufrufen die bevorstehenden Wahlen Hungerwahlen und war felsenfest davon überzeugt, mit einem großen Siege aus dem Kampf hervorzugehen.

Wenige Stunden vor der Wahl hatte der „Vorwärts" den 25. Januar, den Wahltag, als „Tag des Volksgerichts" bezeichnet. Aber in der Nacht zum 26. Januar wußte man in der ganzen Welt, daß die Sozialdemokratie eine gewaltige Niederlage erlitten hatte, und bald darauf stand fest, daß ihre 1903 unter dem Hungergeschrei auf 81 emporgeschnellte Mandatszahl auf 43 zusammengeschrumpft war. Am 30. Januar verkündete der Großinquisitor des theoretischen Marxismus, Kautsky, in der von ihm redigierten „Neuen Zeit": „In der bald

vierzigjährigen Geschichte der deutschen Sozialdemokratie gibt es keine solche Überraschung wie die jüngste Reichstagswahl." Und der „Vorwärts" rüffelte nach einer Konferenz mit Bebel und dem übrigen Parteivorstand das „Proletariat", das „seine Schuldigkeit nicht getan hat".

Die Partei Bebels hing so vollkommen in den Netzen ihrer Klassenkampfideologie, des Lohn- und Tarifsozialismus, daß ihre Funktionäre lachten, als man ihnen von der deutschen Waffenehre sprach, die es in Südwest zu verteidigen gelte. Nun war der deutsche Arbeiter selbst befragt worden. Und das Ergebnis war, daß er der Partei, die sich als seine Partei bezeichnete, eine Absage erteilt hatte. Er hatte nicht danach gefragt, ob die Lebenshaltung teurer geworden war, ob sich sein Realeinkommen seit den letzten Wahlen gehoben oder gesenkt hatte, er hatte nur an seine nationale Pflicht gedacht, die Ehre des Reiches in der Welt zu behaupten.

Dieses Reich aber hatte Bismarck geschaffen. Seine Politik blieb die Entscheidungsfrage auch für diejenigen, die Bebel bewußt zu Feinden seines großen Feindes erzog. Mit allen Mitteln seiner glänzenden rednerischen Begabung hatte Bebel kurz vor der Reichstagsauflösung die deutsche Kolonialverwaltung und die deutsche Kriegführung gegen

Hottentotten und Hereros zu diffamieren versucht. Er war sich des Erfolges seiner Agitationsarbeit so sicher, daß seine publizistischen Adjutanten acht Tage vor der Wahl zu verkünden wagten, die Aufgabe der deutschen Arbeiterschaft sei, „aus dem 25. Januar 1907 einen Siegeszug zu machen, der sich würdig der unvergleichlichen Ehrentage... anschließt."

Der deutsche Arbeiter aber sah das Reich und sah, daß man es antastete, und er stellte nicht die Magen-, sondern die nationale Lebensfrage und bereitete den Feinden der Schöpfung Bismarcks die verdiente Niederlage.

Und in den revisionistischen „Sozialistischen Monatsheften" schrieb Richard Calver, der Vertreter einer gemäßigten Schutzzollpolitik, zum großen Leidwesen seines Parteiführers Bebel, daß hinter der „nationalen Frage ... doch ein Sinn steckt".

Und zum Thema der kolonisatorischen Expansion führte Calver, angesichts des ohnmächtigen Stirnrunzelns Bebels, in derselben Zeitschrift aus, daß kolonisiert werden müsse, „soll Deutschlands wirtschaftliche Zukunft dem konkurrierenden Auslande gegenüber sichergestellt werden. Es gibt kein zweites Industrieland auf der Erde, das aus sich selbst einen so starken Bevölkerungszuwachs entwickelt wie Deutschland. Wir sehen nun, wie das Unternehmertum aller anderen mächtigen

Industrieländer bis zum jüngsten, Japan, herab, die Erde okkupiert. Da kann die Sozialdemokratie in Deutschland nicht verlangen, das deutsche Unternehmertum solle hübsch zu Hause bleiben und keine weltpolitischen Ziele verfolgen ..."

Der Geist Bismarcks durchdrang alles, was in den Bezirk des nationalen Interesses rückte. Sobald der tote Bismarck in das Gedächtnis der Deutschen trat, sank der lebende Bebel in sich zusammen, blieb von seinem marxistischen Sozialismus nur noch die Lohn-, die Arbeitszeit-, die Tariffrage übrig. Eine nutzlose Spekulation geisterte um das Werksgebirge des Titanen, das alles überschattete, was im Raume des Reiches geschah.

Wie lang und dünn diese Schatten waren, das sollte sich wenige Jahre danach zeigen. Auf einem der letzten Parteitage vor dem Weltkriege, in einer Situation, in der es außenpolitisch wieder einmal stark kriselte, führte Bebel aus:

„Wir sind jetzt in einer Zeit, wo wir uns auf faule Kompromisse nicht mehr einlassen. Die Klassengegensätze werden immer schärfer, wir marschieren ernsten Zeiten entgegen. Wenn es gar dazu kommt, daß 1912 ein europäisches Kriegsgewitter losbricht, dann sollt ihr sehen, was wir erleben und wo wir zu stehen haben: Sicherlich ganz woanders, als man jetzt in Baden steht."

Der radikalmarxistische Bebel ritt wieder ein-

mal sein Steckenpferd gegen die revisionistischen badischen Budgetbewilliger und drohte, daß im Fall eines Krieges die von ihm erzogenen Heerscharen nicht staatsfromm, sondern entschlossen sein werden, sich dem Reiche zu versagen.

Im August 1913 starb der Prophet, und ein Jahr später rief das deutsche Volk seine Söhne zu den Waffen, damit sie das Werk Bismarcks, dem der Angriff der feindlichen Welt galt, verteidigten. Da lagen sich Radikale und Revisionisten in den Volkshäusern in den Armen und sangen die Hymne der Nation und achteten nicht jener im Hintergrund lauernden Gestalten, die sich vor dem Sturm der allgemeinen Begeisterung mit ihren papiernen Prinzipien ins Dunkel zurückgezogen hatten. Da wurden markenstrotzende Parteibücher freudig gegen Soldbücher eingetauscht. Da schrieb am 5. August 1914 eines der ehemals treuesten Gefolgschaftsblätter Bebels:

„Es ist berechtigt, und es ist notwendig, und es ist gut, wenn Deutschland sein Schwert zieht, wenn Deutschlands Söhne nun überall bereitstehen, um das Land ihrer Väter, das Fortbestehen ihres Volkes zu verteidigen: Entweder untergehen, nachdem wir das Letzte gewagt haben, oder siegen ... das ist nunmehr die Losung ..."

Und ein anderes ließ sich am 16. August folgendermaßen vernehmen:

„Mehr als zwei Millionen Sozialdemokraten, die ins Feld gezogen sind, erfüllen ihre Pflicht bis zum letzten Atemzuge!"

Einer der lautesten Radikalmarxisten, der jahrelang im Bunde mit der aus Polen nach Deutschland gekommenen Jüdin Rosa Luxemburg internationale Klassenkampfpredigten gehalten hatte, brachte das in seinem Inneren zwischen der Treue zu seinem Vaterlande und der Treue zu seinen internationalen Prinzipien, zwischen dem Reich Bismarcks und der Utopie Bebels, sich vollziehende Ringen folgendermaßen zur Darstellung:

„Um alles in der Welt möchte ich jene Tage inneren Kampfes nicht noch einmal durchleben! Dieses drängend heiße Sehnen, sich hineinzustürzen in den gewaltigen Strom der allgemeinen nationalen Hochflut, und von der anderen Seite her die furchtbare seelische Angst, diesem Sehnen rückhaltlos zu folgen, der Stimmung ganz sich hinzugeben, die rings um einen herum brauste und brandete, und die, sah man sich tief ins Herz hinein, auch vom eigenen Inneren ja längst schon Besitz ergriffen hatte! Diese Angst: Wirst du auch nicht zum Halunken an dir selbst und deiner Sache? — Darfst du auch so fühlen, wie es dir ums Herz ist? Bis dann — ich vergesse den Tag und die Stunde nicht — plötzlich die furchtbare Spannung sich löste, bis man wagte das zu sein, was

man doch war, bis man — allen erstarr-
ten Prinzipien und hölzernen Theorien
zum Trotz — zum erstenmal (zum erstenmal
seit fast einem Vierteljahrhundert wie-
der) aus vollem Herzen, mit gutem Ge-
wissen und ohne jede Angst, dadurch zum
Verräter zu werden, einstimmen durfte
in den brausenden Sturmgesang:

Deutschland, Deutschland über alles!"

Von überallher klang und sang es aus deut-
schen Landen, von dem ärmsten Sohn, der
Deutschlands getreuester sei, von der Ge-
wißheit, daß Deutschland leben werde und
wenn seine Söhne sterben müßten. Verein-
zelt tauchte auch die Frage auf, was Bebel wohl
zu alledem gesagt haben würde. Aber Bebel
meldete sich nicht mehr. Seine Agitation
war vom Sturme der Zeit wie Schaum
hinweggeblasen worden. Um Bismarcks
Werk aber scharten sich nicht zuletzt die
einstmals von Bebel Irregeführten, nun
durch die Stimme ihres Blutes wieder
zu ihrem Vaterland Zurückgekehrten.

So kam es, daß Deutschland zwar nach vier-
jährigem Heldenkampf von einer im Völkerringen
nie dagewesenen Übermacht und einem heim-
tückischen artfremden Feind im Innern zur Kapi-
tulation gezwungen, aber nicht besiegt werden
konnte, daß das Reich bestehen blieb, daß
die Länder zusammenhielten und alle Ver-

suche der damaligen Feindmächte, das Rheinland von Deutschland zu trennen oder durch die Mainlinie Deutschland in zwei Stücke zu zerlegen, an dem einmütigen Abwehrwillen eines Volkes scheiterten, das sich zwar wieder in Parteien bekämpfte und schwächte, aber doch unverlierbar das Bismarcksche Reich in seinem Bewußtsein und in seinem Herzen verankert trug.

Bebel ist heute nur noch eine Erinnerung, ein Denkmal geschichtlicher Ohnmacht und menschlicher Abirrung. Bismarck aber lebt durch sein Werk. Er machte die in der Welt seit Ludwig XIV. verbreitete Vorstellung zunichte, daß Deutschland ein herrenloser Fleck auf der europäischen Landkarte sei, auf dem sich jede Großmacht nach Belieben tummeln könne.

So wie Deutschland nach einem Ausspruch Bismarcks vor der Einigung des Reiches nicht auf Preußens Liberalität, sondern auf seine Macht sah, so blickt die Welt heute auf Deutschlands Kraft, deren Entfaltung im größeren kontinentalen Raum sich von dem Grunde her vollzieht, den der eiserne Titan im Kampf gegen feindliche Menschen, Parteien und Staaten geschmiedet hat.